Das Verhängniß.

Socialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

Vierter Band.

Leipzig,
Serbe'sche Verlagsbuchhandlung.
1871.

Das Verhängniß.

Socialer Roman
aus der Gegenwart
von
August Schrader.

„Und leihen wollen Sie nicht?"

„Weil ich nicht kann."

„Man bietet Ihnen ein bedeutendes Honorar, wenn Sie uns dienen."

„Ich diene Ihnen, indem ich kaufe."

„Aber der Justizrath hat sich auch als Käufer gemeldet."

„Der Justizrath?" fragte Markus überrascht.

„Sie hören es, mein Freund!"

Der Jude murmelte einige unverständliche Worte.

„Der Meistbietende hat den Vorzug," sagte Baron Emil. „Ich begreife Sie, Verehrtester! Sie wollen von unserer Verlegenheit Vortheil ziehen. Jetzt ändert sich die Situation, da Sie einen Konkurrenten haben. Ein Jude bleibt doch stets ein Jude! Warum haben Sie mir gestern nicht gleich Ihre Absicht unumwunden mitgetheilt?"

„Ich bin Kaufmann, mein Herr Baron!"

„Gut, so bleiben Sie Kaufmann. Geben Sie in einer Stunde Ihr Gebot ab."

Markus zog sich zurück. Die beiden Brüder waren allein. Andreas schien von dem Gespräche nicht viel gehört zu haben, er saß in trübem Nachsinnen auf seinem Lehnstuhle.

„Andreas!"

„Emil?"

„Der Verkauf ist unvermeidlich. Sei vernünftig und füge Dich. Willst Du mir das Arrangement überlassen?"

„Unter der Bedingung, daß die Eisenbahn-Kompagnie ausgeschlossen bleibt."

Emil schüttelte den Kopf über diese Grille seines Bruders.

„Wie thörigt!" rief er aus. „Wenn Du der Besitzer von Elsborn nicht mehr bist, so kann es Dir gleich sein, was mit dem Gute geschieht. Die Hauptsache ist daß wir vortheilhaft verkaufen, damit Dir ein erklecklicher Ueberschuß bleibe."

Der Gutsherr sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit sichtlicher Anstrengung:

„Gib mir bis morgen Frist; morgen werde ich Dir meinen festen Entschluß mittheilen."

„Das hängt von dem Justizrathe ab."

„Wie?"

„Er hat die verhängnißvollen Wechsel in Händen."

„So suche ihn zu bestimmen."

Emil ging zu dem Justizrathe.

„Ich bin Ihr Gast, Herr Baron!" war die

höflich ertheilte Antwort auf den Antrag; „ich glaube es mit meiner Pflicht vereinbaren zu können, wenn ich dem Wunsche Ihres Herrn Bruders nachkomme. Uebrigens sehen Sie mich bereit, Alles zur gütlichen Ausgleichung der Sache beizutragen. Es würde mich schmerzen, als Rechtsanwalt einschreiten zu müssen."

Markus verabschiedete sich unter dem Vorwande, daß er einen Spaziergang durch die Umgegend machen wolle; er würde aber Abends zurückkehren, fügte er hinzu, wenn man ihm für die nächste Nacht gastliche Aufnahme gewähren wolle.

„Schlafen Sie unter dem Dache, das vielleicht bald das Ihrige ist!" antwortete Baron Emil ironisch.

„Tritt dieser Fall ein, so werden Sie sich über mich nicht zu beklagen haben," versicherte der Jude mit einem verbindlichen Lächeln.

Markus verließ, wie ein Spaziergänger gekleidet, das Schloß. Ein Arbeiter des Gutsherrn begegnete ihm.

„Wo liegt die Moorschenke, mein Freund?" fragte er ihn.

Der Bauer zeigte nach der Gegend und beschrieb den Weg dorthin sehr genau.

„Wie weit ist es bis zu der Schenke?" fragte Levi.

„Andreas!“

„Emil?“

„Der Verkauf ist unvermeidlich. Sei vernünftig und füge Dich. Willst Du mir das Arrangement überlassen?“

„Unter der Bedingung, daß die Eisenbahn-Kompagnie ausgeschlossen bleibt.“

Emil schüttelte den Kopf über diese Grille seines Bruders.

„Wie thörigt!“ rief er aus. „Wenn Du der Besitzer von Elsborn nicht mehr bist, so kann es Dir gleich sein, was mit dem Gute geschieht. Die Hauptsache ist daß wir vortheilhaft verkaufen, damit Dir ein erklecklicher Ueberschuß bleibe.“

Der Gutsherr sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit sichtlicher Anstrengung:

„Gib mir bis morgen Frist; morgen werde ich Dir meinen festen Entschluß mittheilen.“

„Das hängt von dem Justizrathe ab.“

„Wie?“

„Er hat die verhängnißvollen Wechsel in Händen.“

„So suche ihn zu bestimmen.“

Emil ging zu dem Justizrathe.

„Ich bin Ihr Gast, Herr Baron!“ war die

höflich ertheilte Antwort auf den Antrag; „ich glaube es mit meiner Pflicht vereinbaren zu können, wenn ich dem Wunsche Ihres Herrn Bruders nachkomme. Uebrigens sehen Sie mich bereit, Alles zur gütlichen Ausgleichung der Sache beizutragen. Es würde mich schmerzen, als Rechtsanwalt einschreiten zu müssen."

Markus verabschiedete sich unter dem Vorwande, daß er einen Spaziergang durch die Umgegend machen wolle; er würde aber Abends zurückkehren, fügte er hinzu, wenn man ihm für die nächste Nacht gastliche Aufnahme gewähren wolle.

„Schlafen Sie unter dem Dache, das vielleicht bald das Ihrige ist!" antwortete Baron Emil ironisch.

„Tritt dieser Fall ein, so werden Sie sich über mich nicht zu beklagen haben," versicherte der Jude mit einem verbindlichen Lächeln.

Markus verließ, wie ein Spaziergänger gekleidet, das Schloß. Ein Arbeiter des Gutsherrn begegnete ihm.

„Wo liegt die Moorschenke, mein Freund?" fragte er ihn.

Der Bauer zeigte nach der Gegend und beschrieb den Weg dorthin sehr genau.

„Wie weit ist es bis zu der Schenke?" fragte Levi.

„Auf dem Wege, den ich Ihnen angedeutet habe, können Sie in einer Stunde bei der Schenke sein."

Der Jude schritt rüstig aus. Nach einer Stunde betrat er das Gastzimmer der Schenke. Ein einziger Gast befand sich in dem verräucherten Raume, und dieser Gast, ein wohlgekleideter Mann von vierzig und einigen Jahren, schien auf den Ankommenden gewartet zu haben.

„Endlich!" rief er, als der Jude eintrat.

„Welch' eine entsetzliche Luft weht hier!" rief Markus mit aristokratischem Widerwillen. „Sie ist zum Ersticken."

„Ich bewohne ein Zimmer im ersten Stock," sagte der Fremde. „Damit Sie mich gleich antreffen sollten, habe ich mich hier auf gehalten. Folgen Sie mir."

Beide Männer stiegen die Treppe hinauf und betraten ein bäuerisch eingerichtetes Zimmer, dessen geöffnete Fenster eine schöne Aussicht nach dem Walde boten. Die Männer setzten sich an den Tisch, der zwischen den beiden Fenstern unter einem alten Spiegel stand.

„Die Zeit ist mir lang geworden," sagte der Fremde. „Man ist in diesem Neste auf sich allein

angewiesen, und die Bauern sind tölpisch und dumm wie das liebe Vieh.“

„Ich bedauere, daß ich nicht früher abkommen konnte,“ sagte Markus.

„Was für Nachrichten bringen Sie?“

„Ich glaube gute.“

„Sie glauben es?“

„Der Baron ist gezwungen, zu verkaufen.“

„Vortrefflich; aber —?“

„Wir haben einen Konkurrenten.“

„Wen?“ fragte rasch der Fremde.

„Den Justizrath Ernst aus Köln.“

„Das ist bedenklich. Der Mann ist reich, und sollte ihm Kasse fehlen, so hilft der Banquier Kaiser.“

Markus erzählte umständlich, was ihm seit seiner Abreise von Köln begegnet war, und schloß mit der Schilderung der Zustände auf Elsborn.

„Morgen Früh also wird die Sache entschieden?“ fragte der Fremde.

„Ja. Um zu reussiren, müssen wir den Justizrath überbieten und sofort Zahlung leisten, da es sich um die Einlösung von Wechsel handelt, die der Justizrath in Händen hat.“

„Was ist zu thun?“

„Ich habe auf dem Wege hierher darüber nachgedacht.“

„Und das Resultat?“

„Der Baron entäußert sich nur gezwungen seines Besitzthums, und der Justizrath zwingt ihn durch seine Wechsel. Demnach wäre folgerichtig der erste unserer Schritte der, daß wir den Rechtsanwalt beseitigen und die Wechsel kaufen. Dann befindet sich der Baron in unserer Gewalt, und der Konkurrent ist beseitigt, wenn er uns nicht überbieten will.“

„Wie hoch beläuft sich die Summe der Wechsel?“

„Siebzig bis achtzigtausend Thaler. Ich habe zwar dem Baron die Hoffnung auf eine Anleihe abgeschnitten, um die Sache bis zum Eclat zu treiben und da ich Ihre Ansicht nicht kannte; jedenfalls aber werden wir wohl thun, die Wechsel zu kaufen.“

„So kaufen Sie; hier sind achtzigtausend Thaler.“

Der Fremde zog ein Taschenbuch hervor, das mit Banknoten und Staatspapieren gefüllt war; er zählte die genannte Summe davon ab, und gab sie dem Juden.

„Vergessen Sie nicht,“ fügte er hinzu, „die Wechselschuld als Hypothek auf das Gut umtragen zu lassen und die Prolongation auf drei Monate zu stellen.“

„Gut, nun erscheine ich dem Baron als ein Retter in der Noth, während er, ohne es zu wissen, in unsere Hände fällt. Aber da fällt mir ein . . .“

„Was?“ fragte der Fremde.

„Der Justizrath macht Börsengeschäfte — wenn, er nun, um uns von dem Handel fern zu halten, dem Baron Nachsicht schenkte, wenn er ihn ferner nicht zwänge, Geld zu beschaffen?“

„Dann müßten wir den Justizrath zwingen.“

„Aber wie?“

„Dadurch, daß Sie ihm dieses Billet überreichen.“

Der Fremde riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche und schrieb mit dem Bleistifte einige Zeilen darauf. Dann faltete und siegelte er das Papier mit einer Oblate, die er ebenfalls aus dem Taschenbuche zog. Er gab dem Juden das Briefchen mit den Worten:

„Machen Sie Gebrauch davon, wenn der Justizrath erklärt hat, daß er dem Baron Frist schenkt.“

„Sie haben die Adresse vergessen.“

„Deren bedarf es nicht. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie nur im äußersten Nothfalle davon Gebrauch machen; tritt der Fall nicht ein, so geben Sie mir

das Papier zurück. Ich erwarte Sie morgen in diesem Wirthshause."

Dies war ungefähr der Hauptinhalt des Gespräches, das die beiden Männer, die sich unbelauscht wähnten, ziemlich laut geführt hatten. Und wer sollte sie auch belauschen, da sich in dem Zimmer kein Versteck für einen Lauscher befand? Es war weder ein Alkoven, noch die Thüre eines Nebenzimmers, noch ein Vorhang vorhanden. Wenn sie gesehen hätten, daß sich dicht neben dem offenen Fenster das eines anderen Zimmers befand, in welchem eine junge Dame lag, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit das ganze Gespräch Wort für Wort anhörte, und bald ironisch lächelte, bald ein ärgerliches Gesicht machte! Was würde Herr Markus gesagt haben, wenn er in dieser jungen Dame die Doppelgängerin der Nachbarin seiner Mutter erkannt hätte.

„Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht!" flüsterte sie. „Der arme Baron soll nicht in Eure Schurkenhände fallen, und wenn Ihr mit einer Million ausgerüstet wäret."

Als Markus mit einer brennenden Cigarre an das Fenster trat, und laut die Landschaft bewunderte,

zog sie sich rasch zurück und verschwand in dem Zimmer. Sie brauchte ja nicht mehr zu wissen.

„Der Jude kam gegen Abend allein und ermüdet nach Elsborn zurück.

Andreas von Sydow hatte den ganzen Tag in seinem Zimmer verbracht, während Emil mit dem Justizrathe eine kleine Jagdpartie gemacht.

Nach dem Abendessen, als beide allein waren, fragte Emil den Bruder:

„Hast Du einen Entschluß gefaßt?"

„Nein!" war die kalt und kurz ertheilte Antwort.

„Du machst Dir zu viel Sorgen, Bruder! gib das Gut hin, das Du Dir nicht erhalten kannst' und lebe künftig heiter und gemüthlich als schlichter Privatmann. Der Justizrath meint es gut mit Dir, er will nicht, daß Du zu kurz kommst. Aber er muß als redlicher Rechtsanwalt seine Pflichten gegen diejenigen erfüllen, die ihm ihr Vertrauen geschenkt haben. Entschließe Dich, Bruder! damit wir den hinterlistigen Juden aus dem Hause jagen können, der offenbar eine zweideutige Rolle spielt."

„Morgen! Morgen!" sagte fest der Baron. „Für heute laß mich in Ruhe."

„Mensch! Du siehst ja entsetzlich aus,“ sagte Emil theilnehmend.

„Ich bin krank, die Gicht macht mir zu schaffen.“

„So gehe diesen Sommer in ein Bad, wie der Arzt Dir gerathen hat. Scheint es doch, ls ob Elsborn Dein Liebchen wäre, das Du in Deiner Eifersucht nicht verlassen willst.“

„Gewiß, Emil! ich werde reisen, sobald meine Geschäfte geordnet sind. Willst Du mich begleiten?“

„Wenn es sein muß, bis an den Nordpol!“

„Emil sah den Bruder mitleidig an.

„Andreas!“ fuhr er in einem herzlichem Tone fort, „hast Du noch etwas auf dem Gewissen, so theile es mir mit — Du weißt ja, daß ich nach besten Kräften rathe und helfe. Wäre ich reich, Du solltest Dich weder mit Juden noch mit Christen abplagen.“

Bei dem Worte „Gewissen“ zuckte Andreas zusammen?

„Was willst Du sagen?“ fragte er erschreckt. „Was soll ich auf dem Gewissen haben?“

„Ich meine, ob Dich noch ein Geheimniß an diese unglückselige Erdscholle fesselt, die man Elsborn nennt?“

„Nein, nein; Du kennst alle meine Geheimnisse! Geh' zu Bett, morgen Früh theile ich Dir meinen Entschluß mit!"

Er reichte Emil die Hand, und schwankte in sein Kabinet.

„Armer Bruder!" murmelte dieser. „Die Natur hat Dich mit einem unglückseligen Temperamente beschenkt. Man muß gewisse Dinge im Leben nicht so ernst nehmen, wenn man den Kopf oben behalten will."

Emil ging zu dem Justizrathe, um mit ihm zu rauchen und zu plaudern. Lisette brachte den Thee, den er als holländischer Major liebte. Gegen zehn Uhr ging er zur Ruhe. Der Justizrath war zu aufgeregt, als daß er schon das Bett aufsuchen sollte. Eine köstliche Mainacht hatte sich auf die Erde herabgesenkt; der Vollmond schwebte am klaren Himmel und verbreitete ein magisches Licht. Der Park, der vor den Fenstern lag, glich einem duftigen Paradiese. Die Blüthen der Obstbäume schimmerten wie Schnee durch die laue Halbnacht. Die Lust zu einem Spaziergange erwachte in dem Justizrathe; da er mehr als einmal am Tage den Garten betreten und den Weg dahin kannte, entschloß er sich, eine halbe

Stunde den Park zu durchstreichen. Den Städter, der größtentheils zwischen Mauern lebt, reizt eine helle Mainacht; der Landmann hat weniger Sinn dafür, er hat ja die Natur stets vor Augen.

Der Justizrath verließ sein Zimmer, ging leise über den Korridor, die breite Treppe hinab, und tappte im Erdgeschosse nach der Thüre, die er als die zum Garten führende kennen gelernt hatte. Sie war angelehnt. Der Spaziergänger stieg drei Stufen hinab, und befand sich im Garten. Langsam verfolgte er den Hauptweg. Mancherlei Gedanken drängten sich ihm auf. Mit einer Art Sehnsucht flüsterte er vor sich hin:

„Könnte Hermine an meiner Seite diese herrliche Nacht genießen! Das ist Poesie, das ist Schönheit, die das Herz, den Geist erhebt. Wir armen Menschen, die wir nur nach Gewinn ringen! Indem wir einem Phantome nachjagen, vernachlässigen wir den wahren Genuß des Lebens, der mit so geringen Mitteln zu erkaufen ist. Bedarf es denn eines solchen Parks, um frische Luft zu athmen? Die Wiese, der Wald, das Feld genügen, und diese sind für Jedermann."

Der Jurist lächelte über seine Reflektionen, als er die Lage des Barons bedachte, der seine Freiheit verpfändet hatte, um in dieser Abgeschiedenheit leben zu können. Er kam zu der Ansicht, daß man dem Leben nur dann die poetische Seite abgewinnen könne, wenn man sich der völligen Unabhängigkeit von seinen Nebenmenschen zu erfreuen habe. Und was schafft die Unabhängigkeit? Das Geld! Ueberall ist die Erde eine Börse: in den Städten, in den Dörfern, auf den einsamsten Weilern. Der Bauer macht in Aktien und spielt in der Lotterie, wie der Bürger und Kaufmann.

Unser Spaziergänger trat langsam aus einem Gebüsche hervor. Die große Gartenmauer zog sich in kurzer Entfernung vor ihm hin. Er blieb stehen und lehnte sich gedankenvoll an einen Baum. Die Gegend hatte Aehnlichkeit mit dem Landsitze, auf dem er Herminen kennen gelernt; er erinnerte sich, daß er vor Jahren ebenfalls über eine solche Mauer gestiegen war, um die Geliebte zu überraschen.

„Das war eine schöne Zeit!" seufzte er. „Damals trübte keine Spekulation das Glück meiner Liebe. Jetzt lassen mich die Geschäfte meine arme

Hermine vergessen; jetzt wäre mir diese Mauer viel zu hoch!"

Plötzlich sah er, daß sich auf der Kappe der Mauer Etwas bewegte. Dieses Etwas ward immer größer, und nach einigen Minuten stand ein Mann auf dem Rande, der sich umsah und dann nach einem Baum lief, der dicht an der Mauer stand. Hier verschwand er in den Zweigen, um nach einigen Sekunden an dem runden Stamme zu Boden zu gleiten. Ohne Verweilen ging er zwischen den Beeten hin, und verschwand in der Eremitage, deren Fenster im Mondenscheine flimmerten.

„Was ist das?" fragte sich der überraschte Spaziergänger.

In diesem Augenblicke schlug die Schloßuhr zehn. Kaum waren die hellen Glockentöne verklungen, so ließ sich ein Geräusch von Schritten in dem Hauptwege vernehmen.

Der Justizrath trat hinter den dicken Stamm einer Linde, die seinen Körper völlig bedeckte. Nun sah er zu seiner großen Verwunderung die Gestalt einer Frau rasch sich nähern, und bald erkannte er die liebliche Lisette, die leicht wie ein Sylph an ihm vorüberschlüpfte, ohne ihn zu gewahren.

„Ein Stelldichein!“ dachte lächelnd der Justizrath. „Beide Theile sind pünktlich wie die Schloßuhr. Auch an Liebesabenteuern fehlt es auf Elsborn nicht. Schade, daß mit der Besitzveränderung vielleicht auch dieses zarte Verhältniß zerstört wird. Wo jetzt im Verborgenen die Liebe seufzt, braust vielleicht in einem Jahre die Lokomotive.“

Ernst war unschlüssig, ob er zurückkehren oder das Pärchen belauschen sollte. Das Mitleiden bestimmte ihn, das Erstere zu wählen. In dem Augenblicke, als er seinen Platz verlassen wollte, zeigte sich eine zweite Gestalt, die ebenfalls von dem Schlosse herkam. Es war die Gestalt eines Mannes. Langsam durchschritt sie den breiten Hauptweg des Parkes. Der Justizrath verbarg sich wieder hinter dem Baumstamme und lauschte. Die Gestalt kam näher. Es war der Baron Andreas.

„Ah,“ dachte Ernst, der Alte hat Wind bekommen, er wird seine verliebte Pflegetochter den Armen des Geliebten entreißen wollen.“

Der Baron schlug einen Seitenweg ein und verschwand im Gebüsche. Nach einigen Minuten erschien er wieder, einen Spaten und eine Hacke tragend. Rüstig schritt er der Eremitage zu.

Der Justizrath war neugierig auf den Ausgang dieses Abenteuers; er schlüpfte von einem Baume, von einem Strauche zum andern, bis er sich verstohlen dem Häuschen nähern konnte, dessen Rückseite dicht an dem Gebüsche stand. Ein kleines Fenster gestattete ihm, daß Innere zu übersehen. Der Mond warf sein volles Licht durch die offene Thüre, so daß der Raum zunächst der Schwelle hell beleuchtet ward. Das Liebespärchen befand sich ohne Zweifel in dem dunkeln Hintergrunde. Der Baron stand mit verschränkten Armen und starrte den Boden an. Hacke und Spaten lagen auf der etwas erhöhten Schwelle.

Martin — er war der Mann, der über die Mauer gestiegen — und Lisette hatten sich bei der Ankunft des Alten auf die im Dunkeln stehende Bank gekauert. Nicht die Neugierde, sondern die Angst vor der Entdeckung ihres Liebesgeheimnisses veranlaßte die beiden jungen Leute, athemlos auf die Entfernung des Barons zu warten. Lisette ahnte zwar nicht, daß hier ein Verbrechen zum Grunde liegen könne, denn sie hielt ihren Wohlthäter für den besten Menschen von der Welt; aber sie wünschte doch, daß Martin, obgleich er schon einmal das seltsame Gebahren des Barons gesehen, fern sein möge. Das

arme Mädchen glaubte an eine Geistesverwirrung ihres Wohlthäters.

Der Justizrath war Jurist und Spekulant, er hoffte in den Besitz eines Geheimnisses zu kommen, das ihm bei seiner Konkurrenz mit dem Juden von Vortheil sein könne. Der Baron stand seiner Meinung nach im Begriffe, einen Schatz zu graben. Es läßt sich nicht leugnen, das der Gutsbesitzer, von Angst getrieben, eine unkluge Handlung vornahm. Das Gewissen mahnte ihn, Alles zu beseitigen, was zur Entdeckung seiner That führen konnte. Der Gedanke, daß bei Anlage der Eisenbahn der Park umgegraben werden müsse, erfüllte ihn mit Entsetzen und scheuchte ihn aus der Ruhe empor, in die ihn die Zeit und seine Sophisterie eingewiegt.

Der Zufall hatte hier eine seltsame Vereinigung von Personen gefügt.

Der Baron war lange in seiner Stellung verblieben. Plötzlich raffte er sich, wie es schien mit großer Anstrengung, zusammen.

„Warum zögere ich?“ murmelte er, so laut, daß es die Lauscher deutlich vernehmen konnten. „Und was beginne ich denn, daß ich erzittere? Thorheit, Thorheit!“ rief er lachend. „Frisch ans Werk, in

einer halben Stunde ist Alles gethan! Dann bin ich frei und kann mein Gut verkaufen. Dann mögen sie hacken, graben und bauen — mir gilt es gleich!"

„Was ist das?" dachte der Justizrath. „Dieser geheimnißvolle Akt steht also mit dem Verkaufe des Gutes in Verbindung. Mich hat ein glückliches Ungefähr hieher geführt."

Er fuhr fort mit doppelter Aufmerksamkeit zu lauschen. Indem er dem Fenster näher trat, bemerkte er die Köpfe der beiden jungen Leute, die fest aneinandergeschmiegt auf der Bank im Innern saßen.

Der Gutsherr machte sich an die Arbeit; er begann mit der Hacke den Boden aufzuhauen, und die lockere Erde mit der Schaufel auf die Seite zu räumen. Es war dies eine ebenso mühselige als ungewohnte Arbeit für die Hände des Barons; nach jeder Minute unterbrach er sich und stützte sich keuchend auf den Stiel seines Werkzeugs.

Eine halbe Stunde verfloß.

Größer als die Neugierde des Justizraths, war die Pein der beiden Liebenden, die vielleicht auf Stunden noch eingesperrt bleiben konnten. Als der

Baron mit seiner Schaufel Geräusch machte, flüsterte Martin:

„Lisette!"

„Nun?" fragte schüchtern das junge Mädchen.

„Machen wir uns dem armen Herrn bemerkbar."

„Warum?"

„Ich werde ihm in der Arbeit helfen."

„Nein, nein!"

„Sieh' nur, wie er sich abmüht."

„Ach ja, ich bedauere ihn von Herzen!" seufzte Lisette.

In diesem Augenblicke sank der Baron auf dem Rande der Grube nieder, die bereits so tief geworden war, daß man nur die Hälfte seines Körpers sah.

„Meine Kräfte schwinden!" murmelte er. „Das ist eine schwere Arbeit! Sabine, Sabine! Du hast mich sehr unglücklich gemacht!"

Er ließ den Kopf sinken und verblieb wohl zehn Minuten in dieser Stellung.

Da schlug die Schloßuhr Eilf.

Der Gräber raffte sich zusammen, und fuhr in der Arbeit fort. Lisette begann leise zu weinen; sie begriff, daß ein verhängnißvoller Grund ihren Wohlthäter, den sie über Alles liebte, zwang, diese für

ihn ungewohnte Verrichtung vorzunehmen. Der Gedanke, daß der alte Mann krank sei, erpreßte ihr Thränen. Wie gern würde sie hilfreiche Hand geleistet haben, aber ein banges Gefühl hielt sie davon zurück.

„Martin!" flüsterte sie bebend.

Der junge Mann drückte ihr die Hand, zum Zeichen, daß er bereit sei, sie anzuhören.

„Könnten wir uns doch durch das Fenster leise entfernen."

„Der Herr Baron würde uns bemerken."

„Jetzt beugt er sich so tief nieder, daß er uns nicht sehen kann."

„Aber er wird uns hören und wir werden ihn erschrecken."

„Ach Gott, was beginnen wir denn?"

„Wir bleiben, und schweigen über Alles was geschehen möge."

„Der arme Mann ist sehr krank!" seufzte Lisette. „Ich habe es längst bemerkt."

„Still, still!"

Beide schwiegen und lauschten. Der Baron hatte seine Thätigkeit eingestellt. Alles war still.

„Wenn ihm ein Unglück begegnet wäre!“ flüsterte Martin.

„Ich werde mich stellen, als ob ich aus dem Schlosse käme um ihn zu suchen.“

Der Baron stieß einen dumpfen Schrei aus.

Lisette sprang empor.

„Ach,“ hörte man die dumpfe Stimme des Barons murmeln, „ich bin am Ziele!“

Dann brachte er mit großer Mühe einen Gegenstand auf den Rand der Grube.

„Hinweg, hinweg!“ rief er tonlos. „Noch eine letzte Anstrengung, und Alles ist beseitigt.“

Mühsam stieg er aus dem Loche empor; wie eine unheimliche, phantastische Gestalt erschien er auf dem Hügel der lockeren Erde, die unter seinen Füßen wich. Man sah wie er einen Gegenstand auf seine Schultern lud und sich entfernen wollte. Er sank noch einmal unter der Last zurück. Stöhnend raffte er sich wieder zusammen und trat auf die Schwelle der Thüre. Dann verschwand er. Man hörte seine Schritte, die sich rasch entfernten.

„Großer Gott!“ stammelte Lisette.

„Der arme Mann!“ fügte Martin hinzu.

„Hast Du erkannt, was er forttrug?“

„Nein, nein — ich habe mich geirrt. Das ungewisse Mondenlicht hat mich getäuscht.“

Lisette sank schluchzend an seine Brust.

„Bedenke, er ist mein Wohlthäter, mein zweiter Vater.“

„Fürchte nichts, geliebtes Mädchen! ich werde schweigen wie das Grab.“

Sie schlossen sich innig einander in die Arme. Lisette riß sich zuerst los.

„Was beginnen wir?“ fragte Martin.

„Benützen wir den günstigen Augenblick, um die Eremitage zu verlassen; der Baron wird ohne Zweifel bald zurückkehren.“

„Er soll nie erfahren, daß wir ihn belauscht haben.“

Beide verließen das Häuschen. Als sie das Freie betraten, sahen sie einen Schatten zwischen den Bäumen verschwinden.

„Was war das?“ flüsterte bestürzt Lisette.

„Eine fremde Person.“

„In unserm Garten, um diese Zeit!“

„Sie wird dem Baron folgen,“ meinte Martin.

„Das ist eine schreckliche Nacht!“ flüsterte weinend das junge Mädchen.

Martin war unschlüßig, ob er dem Baron folgen sollte oder nicht.

„Lisette! gehe in das Schloß zurück," sagte er nach einer Pause.

„Warum denn?"

„Ich kann Dich hier nicht allein lassen. Jene Gestalt macht mich besorgt, denn es läßt sich annehmen, daß sie das nächtliche Werk des armen Barons belauscht hat. Ich wache über Deinen Wohlthäter — gehe ruhig in Dein Zimmer. Drohet ihm Gefahr, so stelle ich mich ihm muthig zur Seite."

„Ich verlasse mich auf Dich, Martin!"

„Und mit vollem Rechte, meine liebe Lisette."

„Beeile Dich, damit Du den Baron nicht verfehlst."

„Der Baron kümmert mich jetzt nicht, wohl aber die fremde Person, die dort zwischen den Bäumen verschwand. Der Baron wird schon zu der Eremitage zurückkehren, um das Loch zuzuwerfen.

Lisette war ein muthiges Mädchen. Sie stellte sich, um den Geliebten zu beruhigen, als ob sie den Weg nach dem Schlosse einschlüge, dann aber kehrte sie um, lief nach der Eremitage, ergriff die Schaufel, und begann die lockere Erde in die Gruft zu werfen,

um ihrem Wohlthäter einen Theil der Arbeit zu ersparen, die er ohne Zweifel bei seiner Rückkehr vornehmen würde. Eine Ueberraschung fürchtete sie nicht, da sie den vom Monde hell beschienenen Weg übersehen konnte.

Martin verschwand in der Richtung, in der er die Gestalt hatte verschwinden sehen; er schlüpfte von Baum zu Baum, um unbemerkt zu bleiben.

„Wir begleiten den Baron.

Die Last, die er trug, war zwar materiell nicht schwer, aber sie drückte ihn doch fast zu Boden — es war das Skelett des Mannes, der ihm zum Opfer gefallen. Er hatte die einzelnen Theile desselben in seinen Mantel gewickelt. Mehr als einmal versagten ihm die Füße den Dienst; aber stets raffte er sich mit übermenschlicher Anstrengung wieder zusammen und setzte den Weg zu seinem fürchterlichen Ziele fort. Sein Herz schlug heiß und fieberhaft, alles Blut stieg ihm nach dem Kopfe, so daß er sich dessen, was er that, nicht eigentlich bewußt war. Fast instinktmäßig schwankte er den Weg entlang, der zu der Thüre in der Gartenmauer führte. Sie war angelehnt. Der Baron öffnete und schwankte auf die Wiese hinaus. Da hörte er plötzlich Schritte

hinter sich. Bestürzt blieb er stehen, lehnte sich an einen Weidenbaum und lauschte.

Das Geräusch schwieg.

Der arme Mann wagte es, sich umzusehen. Außer ihm war kein lebendiges Wesen bemerkbar. Ein leichter weißer Nebel stieg aus der Wiese empor und bildete in kurzer Entfernung eine tiefliegende durchsichtige Wolke. Von dem Walde her hörte man das leise Rauschen eines kleinen Flusses, der dort von einem sogenannten Wehre herabfiel. Dieses Rauschen spornte den Baron zur Fortsetzung des Weges an. Aber kaum war er zwei Minuten gegangen, als er dasselbe Geräusch von Schritten hinter sich hörte, das ihn schon einmal erschreckt hatte.

Der Leser erräth, daß kein Anderer, als der Justizrath dem Baron folgte. Auf dem freien Platze war es unmöglich, unbemerkt zu bleiben, und wenn der Rechtsanwalt den Baron nicht aus den Augen verlieren wollte, so mußte er folgen. Beide Männer sahen sich in einen Nebelschleier eingehüllt.

Die Angst trieb den Baron von Neuem an; er eilte, so rasch er konnte, dem Walde zu. Der Justiz-

rath wollte ihm folgen. Da vertrat ihm Martin den Weg.

„Sie kommen aus dem Schloßgarten, mein Herr?“

Der Justizrath ahnte den Liebhaber Lisettens.

„Ich glaube,“ antwortete er. „Und wenn ich nun von dorther komme?“

Es lag Martin daran, den Mann aufzuhalten.

„So werden Sie mir gefälligst sagen, wer Ihnen die Thüre geöffnet hat.“

„Wer?“

„Ich weiß, daß sie Abends schon geschlossen wird,“ fuhr Martin verlegen fort, als er den elegant gekleideten Städter näher ins Auge gefaßt hatte.

Die Eifersucht regte sich in dem jungen Schulamtskandidaten.

Der Justizrath dachte nicht daran, daß Martin im Interesse des Barons handeln könne.

„Warum stellen Sie diese Frage an mich, mein Freund?“ sagte er ernst. „Halten Sie mich vielleicht für einen Dieb?“

„Nun, das eben nicht; aber ich möchte doch wissen . . .“

„Was?“

Martin hatte vergessen, daß er den Baron vor der Verfolgung wahren wollte; er hielt den Justizrath für einen gefährlichen Nebenbuhler. Das ganze Schloßpersonal war ihm bekannt, und von dem Besuche hatte ihm Lisette keine Sylbe gesagt. Ein Dieb konnte dieser fein gekleidete Mann nicht sein — der Gedanke war daher sehr natürlich, daß der Fremde Lisetten nachstellte, die für das schönste Mädchen in der ganzen Gegend galt.

„Ich möchte wissen," fuhr Martin fort, „was Sie in dem Garten des Herrn Barons von Sydow um diese ungewöhnliche Zeit zu thun haben."

„Dieselbe Frage könnte ich an Sie richten. Zunächst jedoch will ich mich begnügen, wenn ich weiß, wer Sie sind, der vor ungefähr einer Stunde keck über die Gartenmauer gestiegen ist."

„Sie haben mich gesehen?"

„Ich habe auch gesehen, daß Sie mit einem hübschen Kinde nach der Eremitage gingen, die unter Bäumen versteckt in dem Schloßparke liegt."

„O Himmel!"

„Erschrecken Sie nicht, ich werde dem Herrn Baron kein Wörtchen davon sagen."

„Kennen Sie Lisetten, mein Herr?"

„Ich kenne sie; und darum möchte ich wissen, wer Sie sind.“

„Nun, ich bin Schulamtskandidat . . .“

„Und wie ist ihr Name, Herr Kandidat?“

„Martin Faber.“

„Martin Faber?“ fragte überrascht der Justizrath.

„Ja.“

„Seltsam!“

„Dort drüben im Dorfe bin ich der Adjunkt des alten Schulmeisters. Darf ich nun auch wissen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe?“

„Mit einem Manne, der Sie vielleicht näher kennt, obgleich er Sie jetzt zum ersten Male sieht.“

„Sie setzen mich in Erstaunen! Wie wäre es möglich, daß Sie . . .“

„Antworten Sie, mein lieber Freund! Sie sind eine Waise?“

„Ja!“

„Ein protestantischer Geistlicher, dessen Namen Sie führen, hat sich Ihrer angenommen, nachdem Ihre Mutter im tiefsten Elende gestorben war?“

„Ganz recht, mein Herr! Aber ich beschwöre

Sie im Namen Gottes, wie können Sie wissen, was ich stets als ein Geheimniß betrachtet habe?"

„Martin Faber ist längst der Gegenstand meiner Forschungen gewesen, und ich kann meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß Ihnen keine meiner Aufforderungen, die ich in verschiedenen Zeitungen erlassen, zu Gesicht gekommen ist, da Sie doch, wie ich annehmen muß, stets in dieser Gegend gelebt haben."

Des Schulamtskandidaten Erstaunen war in Bestürzung übergegangen.

„Demnach sind Sie wohl der Herr Justizrath Ernst aus Köln?" stammelte er.

„Der bin ich. Wie ist Ihnen mein Name bekannt geworden?"

„Ich will es nicht läugnen, mein Herr! ich habe Ihre Aufforderung, Ihnen meine Adresse zu senden, gelesen."

„Und warum sind Sie in diesem Falle der Aufforderung nicht nachgekommen?" fragte, einen forschenden Blick auf den jungen Mann werfend, der Justizrath.

Martin schien zu überlegen, was er antworten sollte. Endlich faßte er Muth.

„Mein Herr!“ sagte er, „Sie zeigten an, daß Sie dem jungen Martin Faber Mittheilungen in Familienangelegenheiten zu machen hätten.“

„So ist es.“

„Das Wenige, dessen ich mich aus meiner frühesten Jugend erinnere, ist so traurig, daß ich mich mit der Vergangenheit längst abgeschlossen und auf meine Familie Verzicht geleistet habe. Ich lebe zwar in sehr bescheidenen Verhältnissen, und muß mich wacker mit der lieben Dorfjugend abplagen; aber ich fühle mich glücklich, und möchte um Alles in der Welt nicht, daß irgend ein Zwischenfall meinem Leben eine andere Richtung gäbe. Da wir uns einmal hier getroffen haben, bitte ich Sie, mich als verschollen zu betrachten und Ihre Mittheilungen, wie sie auch sein mögen, für sich zu behalten.“

Die letzten Worte hatte Martin fest und entschieden gesprochen. Der Justizrath, nachdem er ihn einige Augenblicke verwundert angesehen, fragte:

„Wenn ich Ihnen nun eine Nachricht mitzutheilen hätte, die Ihre Lage verbessert, die Sie des mühseligen Unterrichtgebens überhöbe und einem sehnlichst gewünschten Ziele nahe brächte?“

„Ich errathe, was Sie meinen, lieber Herr!

Aber was kann von meiner unglückseligen Familie Gutes kommen?"

„Sie werden es erfahren, wenn Sie mich morgen gegen Mittag in diesem Schlosse aufsuchen wollen. Bleiben Sie aus, so zwingen sie mich, bei Mamsell Lisetten nach Ihnen zu fragen."

„Bei Lisetten?" rief Martin bestürzt. „Warum bei ihr?"

„Weil ich voraussetze, daß sie mir die beste Auskunft über Sie geben kann."

„Nein, nein, mein Herr!" sagte hastig der junge Mann; „verschweigen Sie, daß ich nicht eigentlich Martin Faber heiße, und Lisette — ach, sie darf nicht wissen, daß ich einer Familie angehöre, die — — Herr Jüstizrath, ich werde kommen, wenn Sie mir das Versprechen geben . . ."

„Genug, die Angelegenheit bleibt unter uns. Ich bin der Testamentsvollstrecker Ihres Vaters, Sie wissen nun, mit wem Sie zu thun haben."

In diesem Augenblicke sah Martin die Gestalt des Barons, die, jemehr sie sich näherte, je deutlicher aus dem Nebel hervortrat.

„Ach, dort kommt noch ein Spaziergänger,"

„Mein Herr!“ sagte er, „Sie zeigten an, daß Sie dem jungen Martin Faber Mittheilungen in Familienangelegenheiten zu machen hätten.“

„So ist es.“

„Das Wenige, dessen ich mich aus meiner frühesten Jugend erinnere, ist so traurig, daß ich mich mit der Vergangenheit längst abgeschlossen und auf meine Familie Verzicht geleistet habe. Ich lebe zwar in sehr bescheidenen Verhältnissen, und muß mich wacker mit der lieben Dorfjugend abplagen; aber ich fühle mich glücklich, und möchte um Alles in der Welt nicht, daß irgend ein Zwischenfall meinem Leben eine andere Richtung gäbe. Da wir uns einmal hier getroffen haben, bitte ich Sie, mich als verschollen zu betrachten und Ihre Mittheilungen, wie sie auch sein mögen, für sich zu behalten.“

Die letzten Worte hatte Martin fest und entschieden gesprochen. Der Justizrath, nachdem er ihn einige Augenblicke verwundert angesehen, fragte:

„Wenn ich Ihnen nun eine Nachricht mitzutheilen hätte, die Ihre Lage verbessert, die Sie des mühseligen Unterrichtgebens überhöbe und einem sehnlichst gewünschten Ziele nahe brächte?“

„Ich errathe, was Sie meinen, lieber Herr!

Aber was kann von meiner unglückseligen Familie Gutes kommen?"

„Sie werden es erfahren, wenn Sie mich morgen gegen Mittag in diesem Schlosse aufsuchen wollen. Bleiben Sie aus, so zwingen sie mich, bei Mamsell Lisetten nach Ihnen zu fragen."

„Bei Lisetten?" rief Martin bestürzt. „Warum bei ihr?"

„Weil ich voraussetze, daß sie mir die beste Auskunft über Sie geben kann."

„Nein, nein, mein Herr!" sagte hastig der junge Mann; „verschweigen Sie, daß ich nicht eigentlich Martin Faber heiße, und Lisette — ach, sie darf nicht wissen, daß ich einer Familie angehöre, die — — Herr Jüstizrath, ich werde kommen, wenn Sie mir das Versprechen geben . . ."

„Genug, die Angelegenheit bleibt unter uns. Ich bin der Testamentsvollstrecker Ihres Vaters, Sie wissen nun, mit wem Sie zu thun haben."

In diesem Augenblicke sah Martin die Gestalt des Barons, die, jemehr sie sich näherte, je deutlicher aus dem Nebel hervortrat.

„Ach, dort kommt noch ein Spaziergänger,"

sagte der Justizrath. „Auf Wiedersehen, Herr Martin Faber!“

„Es ist der Herr von Sydow.“

„Ich weiß es.“

„Sie wissen es?“ flüsterte Martin ängstlich.

„Sein Beispiel verlockte mich zu einem Spaziergange.“

„Lieber Herr! der arme Mann ist krank. Schonen Sie ihn, stellen Sie sich, als ob Sie ihn nicht sähen — ich will es Ihnen nur sagen — unser Gutsherr ist mitunter geisteskrank, und dann treibt er Nachts Dinge, welche die in Erstaunen setzen, die nicht wissen, daß er von solchen Anfällen zu leiden hat. Ich bitte Sie, mein Herr! reden Sie ihn nicht an, lassen Sie ihn ruhig vorübergehen.“

Der Justizrath überlegte einen Augenblick.

„Es sei,“ flüsterte er zurück. „Verbergen wir uns hinter diesem Weidenbaume.“

So geschah es. Kaum standen die beiden Männer hinter dem hohlen Baume, als der Baron rasch vorüberging. Er murmelte halb laut Worte vor sich hin, welche die Lauscher nicht verstehen konnten. Bald verschwand er in der Gartenmauer. Man hörte ihn die Thüre schließen.

„Wie komme ich nun in das Schloß?“ fragte der Justizrath.

„Ich führe Sie.“

Martin war zufrieden, daß er den Lästigen abgehalten dem Baron zu folgen. Als er glaubte, daß der Gutsherr die Eremitage erreicht haben könne, holte er den Schlüssel hervor, den er beim Abschiede von Lisetten erhalten, und erschloß die Thüre. Dann führte er den Justizrath durch Nebenwege nach dem Schlosse, dessen Thüre noch offen stand.

„Ich sehe Sie morgen, Herr Faber?“

„Um Mittag, wenn meine Schulstunden vorüber sind. Aber Lisette . . .“

„Wird nicht eine Sylbe erfahren, verlassen Sie sich darauf. Wählen Sie irgend einen Vorwand um zu mir zu gelangen. Ich bewohne ein Zimmer im ersten Stocke. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr Justizrath!“

Der Gast stieg die Stufen zu dem Schlosse hinan. Martin eilte nach der Eremitage. Als er näher kam, hörte er das laute Schluchzen einer Frau — er erkannte Lisettens Stimme. Die Klagelaute durchschnitten ihm das Herz; alle Vorsicht vergessend, stürzte er dem Eingange des Häuschens zu. Entsetzt

blieb er stehen. Das junge Mädchen kniete weinend neben dem Baron, der wie leblos an der Schwelle auf dem Boden lag. Lisette erkannte ihn.

„Martin!" rief sie, „um Gottes willen komm mir zu Hilfe!"

„Was ist denn geschehen?"

„Ich war so eifrig beschäftigt, die Erde in die Grube zu werfen, daß ich den Herrn Baron zu spät bemerkte, der plötzlich an der Thüre stand, und dann mit einem lauten Schrei zu Boden sank. Ob er mich erkannt hat, weiß ich nicht zu sagen; aber ich konnte mich doch nicht zurückziehen, ich mußte ihm zu Hilfe kommen. Alle meine Bemühungen sind vergebens, er bleibt wie todt am Boden liegen. Du lieber Gott, sein Gesicht ist mit kaltem Schweiße bedeckt, seine Hände sind kalt und starr — wenn er nur nicht todt ist. Das ist eine unglückselige, fürchterliche Nacht! Rathe, hilf mir, Martin! — ach, was können wir thun?"

Martin überzeugte sich von dem Zustande des Barons; der arme Mann glich wirklich einem Todten. Eine äußere Verletzung konnte nicht vorhanden sein, denn er war in den weichen Sand gesunken, den man erst kürzlich vor der Eremitage gestreut

hatte. Der junge Mann begriff, daß die übergroße Gemüthserregung eine Erschöpfung der Kräfte herbeigeführt.

„Bleibe hier!“ flüsterte er.

„Wohin?“ fragte die trostlose Lisette.

„Steht ein Eimer bei dem Brunnen?“

„Ja.“

Martin verschwand. Nach einigen Minuten kam er mit frischem Wasser zurück. Man besprengte die Schläfe und Pulse des Ohnmächtigen, der nach kurzer Zeit zu sich selbst kam. Bei der ersten Regung stieß Lisette einen Freudenschrei aus. Mit Martins Hilfe erhob sich der Baron. Er schien sich seiner Umgebung nicht bewußt zu sein; die Kraft des Körpers war zurückgekehrt, nicht aber die des Geistes. Lisette küßte unter heißen Thränen seine kalten Hände, die im Fieberfroste erbebten. Der junge Mann diente ihm als Stütze. Nachdem er sich noch einige Minuten erholt hatte, konnte man ihn völlig emporrichten und von der Eremitage entfernen. Schweigend ließ er sich durch die Wege führen; er hatte keinen andern Willen, als den seiner Leiter. So kam man in das Schloß. Da die Bewohner schliefen — nur der Justizrath hatte aus seinem Fenster den Zug gesehen

— gelangte man unbemerkt in das Zimmer des Gutsherrn, das im Erdgeschosse lag. Als man den Baron auf dem großen Lehnstuhle niedergelassen hatte, schlich sich Martin leise aus dem Zimmer und eilte nach der Eremitage, wo er die Grube völlig verschüttete, den Sand ebnete, jede Spur der Arbeit zu vertilgen suchte, und dann den Garten verließ um seinem Dorfe zuzueilen.

Der Baron befand sich in dem Zustande völliger Entkräftung; er sank in die Polster zurück und schloß die Augen wie ein Schlafender. Lisette saß zu seinen Füßen und beobachtete jede seiner Bewegungen. Zwar waren seine Augen geschlossen, aber die Lider zuckten wie im Krampfe, die Lippen bewegten sich und die gefalteten Hände erbebten leise.

Plötzlich, wie von einer innern Gewalt getrieben, schlug er die Augen auf. Lisette erschrak vor dem Blicke, der sie jetzt traf.

„Bist Du da, mein Kind?" fragte er leise und in einem weichen Tone. „Ich habe Dich durch Brock rufen lassen — gut, daß Du gekommen bist. Bleibe bei mir, ich habe viel, viel mit Dir zu sprechen."

Dann legte er seine Hand auf das blonde Haupt des Mädchens; sein Blick war zwar unstät,

aber freundlich. Das junge Mädchen begann still zu weinen, es fürchtete für den Verstand des geliebten Wohlthäters.

„Ich will ihm nicht widersprechen,“ dachte sie; „er hat wohl geträumt, was er mir sagt.“

„Warum weinst Du?“ fragte der Baron nach einer Pause.

„Sie sind krank Herr Baron!“

„Ach ja, ich leide viel! Aber nicht, wenn Du bei mir bist — hörst Du wohl? Wenn Du bei mir bist befinde ich mich wohl. Es soll kein anderer Mensch um mich sein — auch meinem Bruder verbiete, daß er bei mir bleibe. Und Du nennst mich von diesem Augenblicke an stets Vater —“

„Herr Baron!“

„Ich will es.“

„Sie haben mir so viel Wohlthaten erwiesen...“

„O, das ist ja väterlich,“ rief er mit einem seltsamen Lächeln. Ein Vater liebt sein Kind, er hat die Pflicht, für sein Kind zu sorgen — Lisette, und ich habe für Dich gesorgt!“ fügte er hastig hinzu. „Ich habe für Dich gesorgt, weil Du meine Tochter bist.“

Dann neigte er sich, drückte den Kopf der Jungfrau an seine Brust und bedeckte ihn mit

Küssen. Eine gewaltige Aufregung hatte sich seiner bemächtigt.

„Lisette!“ rief er plötzlich, wie von einer Erinnerung ergriffen.

„Mein guter, lieber Herr!“ antwortete sie weinend.

„Sind wir allein?“

„Ja!“

„Sieh' nach, ob die Thüre geschlossen ist.“

Lisette führte den Auftrag aus. Als sie zu ihm zurückgekehrt war, fuhr der Baron fort:

„Man soll nicht sagen, daß ich ein schlechter Vater gewesen bin, und wenn man mir auch mein Gut Elsborn verkauft. Beruhige Dich; es bleibt noch genug, um Deine Zukunft sicher zu stellen. Liebe mich, mein Kind! liebe mich. Du bist das einzige Geschöpf auf dieser Welt, dessen Herz sich mir zuneigt. Von Dir fordere ich die Liebe, um die mich Deine Mutter betrogen hat. Du bist die Erbin des wenigen Vermögens, das ich hinterlasse, und kein Mensch soll es Dir streitig machen.

Er unterbrach sich. Lisette konnte sich den Zusammenhang dieser Worte nicht erklären, mit einem inneren Grauen betrachtete sie den Mann, dem sie

bisher in kindlicher Liebe zugethan gewesen. Was er sagte, hielt sie für den Erguß eines kranken Geistes. Mit sanfter, bittender Stimme forderte sie ihn auf, zu Bette zu gehen und zu ruhen.

„Lisette!“ flüsterte unruhig der Alte.

Sie sah ihn aufmerksam an; er ergriff ihre Hand und fragte:

„Darf ich Dir vertrauen? Darf ich erwarten, daß Du mit Leib und Seele mir ergeben bist?“

„Und wenn sich alle Welt von Ihnen abwendet, mein lieber Vater!“ rief sie betheuernd.

„So antworte mir: warst Du diese Nacht in der Eremitage?“

„Ja, mein Vater! Ich suchte Sie, und als ich Ihre Arbeit sah, habe ich Sie unterstützt.“

„Das ist brav! Das ist brav! Sprich kein Wort davon — die Eremitage birgt ein Geheimniß — ein ernstes wichtiges Geheimniß für Dich. Frage mich nie darnach, mein Kind! — verschließe es in Deiner Brust und glaube, daß ich für Dich gesorgt habe. Gott im Himmel wird mir verzeihen, wenn ich zu schwach gewesen bin! Verschließe den Garten — es soll ihn Niemand betreten außer uns Beiden!“

Lisette versprach dafür zu sorgen.

Wie beruhigt suchte der Baron nun sein Bett auf. Das junge Mädchen zog sich zurück, nachdem es dem Pflegevater die Stirn geküßt hatte.

Schon früh am nächsten Morgen besuchte Lisette die Eremitage. Zu ihrer Ueberraschung fand sie, daß jede Spur der nächtlichen, geheimnißvollen Arbeit verwischt war. Frischer gelber Sand bedeckte das Innere des Häuschens und den Platz vor demselben.

„Das hat Martin gethan!" flüsterte sie, schmerzlich froh bewegt. „Ach, wäre er der Mitwisser eines freudigern Ereignisses, als das der verflossenen Nacht. Er ist gut, er liebt mich und wird gewiß schweigen. Wüßte ich nur, wer die fremde Gestalt gewesen, die durch den Garten dem Baron nachschlich. Martin hat es gewiß erfahren, er wird es mir sagen. Du lieber Gott!" rief sie leise, indem sie ihre blauen Augen zum Himmel wandte, „gib, daß das seltsame Räthsel sich auf eine Weise löse, die meinen Wohlthäter nicht in Gefahr bringt!"

Neunzehntes Kapitel.

Die von dem Baron zur Entscheidung festgesetzte Stunde war gekommen. Emil suchte den Bruder auf, um mit ihm zuvor noch eine kurze Rücksprache zu nehmen oder ihn durch eine Rekapitulation der Umstände zu befestigen, wenn er in dem Vorsatze, das Gut zu verkaufen, schwankend geworden sein sollte. Er traf ihn bereits angekleidet in seinem Zimmer. Bestürzt blieb er an der Schwelle stehen, als er das todtenbleiche Aussehen des armen Mannes bemerkte.

„Andreas! bist Du krank?"

„Es ist vorüber, Emil! ich bin zwar angegriffen, aber ich fühle mich wohl. Frage mich nicht — Du kennst ja meinen Zustand."

„Wozu bist Du entschlossen?"

Andreas sah seinen Bruder einen Augenblick

schmerzlich an, dann fragte er halb leise als ob er sich fürchtete, die Worte noch einmal auszusprechen.

„Ist kein anderer Ausweg zu finden?“

„Keiner?“

„Gut, so werde ich verkaufen!“

„Ueberlaß mir die Leitung der Verhandlungen, Andreas!“

„Ich gebe Dir Vollmacht. Verhandle also, aber in meiner Gegenwart.“

„Hast Du mir noch etwas anzuvertrauen?“

Der Gutsherr zuckte leise zusammen.

„Anzuvertrauen?“ wiederholte er. „Ich habe keine Geheimnisse. Trage Sorge, daß wir einen hohen Preis erlangen, und Du hast Alles gethan, was ich wünschen kann.“

„Wir müssen ein neues Leben beginnen!“ rief Emil.

„In unseren alten Tagen?“ fragte Andreas ironisch.

„Deshalb, weil wir den größten Theil unseres Lebens hinter uns haben. Der Abend soll ein heiterer, sorgenloser sein, und ich glaube, wir haben es nach dem stürmischen Tage verdient.“

„Ja, ja,“ murmelte Andreas; der Tag war

stürmisch, sehr stürmisch! Gott mag es geben, daß ich nun endlich zur Ruhe komme, nach der ich mich herzlich sehne. Ich will, ich kann nicht mehr mit den Verhältnissen kämpfen."

Emil ließ die beiden Gäste durch Brock, den Verwalter, herbeirufen. Der Justizrath trat zuerst ein. Unbefangen und freundlich grüßte er die beiden Barone, er hatte sich vorgenommen, das Erlebniß in der Nacht durch kein Wort, keine Miene zu verrathen; erst wenn es nöthig erscheinen sollte, wollte er es zu seinem Vortheile benützen. Der Zustand des Gutsherrn bewies ihm zu Genüge, daß Verhältnisse obwalten, die er ausbeuten konnte. Das Geschäft war zu gewinnbringend, als daß er nicht Alles aufbieten sollte, jede Konkurrenz zu beseitigen.

„Können wir beginnen?" fragte er lächelnd.

„Es fehlt noch ein Käufer," antwortete Emil.

„Ah, der Jude! Rechnen Sie auf ihn, meine Herren?"

„Nicht mehr als auf jeden Andern, der zu bieten gedenkt. Verzeihung, Herr Justizrath! wenn mein Bruder heute zum ersten Male in seinem Leben Kaufmann ist. Wir geben den letzten Handelsartikel aus der Hand . . ."

„Also eine Versteigerung!“

„Unter zweien.“

„Dort kommt mein Konkurrent!“

Levi Markus trat ein. Sein strahlendes Gesicht verrieth die sichere Hoffnung auf den Sieg über den ihm verhaßten Justizrath. Er grüßte mit einer Unterwürfigkeit, die wie Ironie erschien. Dann nahm er schweigend den Platz ein, den Emil ihm andeutete. Baron Andreas saß gebückt in seinem Lehnstuhle; Emil hatte sich zwischen die beiden Käufer gesetzt und breitete das Register vor sich aus, das die Zubehörungen des Gutes Elsborn enthielt.

„Jede Förmlichkeit ist unnütz,“ sagte der Justizrath, „ich für meinen Theil verzichte auf alle näheren Angaben, da mir der Werth des Grundstückes genau bekannt ist.“

„Ersparen Sie sich die Mühe, Herr Baron!“ fügte auch Levi hinzu; ich habe den Auftrag zu bieten — Nichts weiter.“

Nach diesen Erörterungen war der Kampf eröffnet, jede Partei hatte ihre Stellung eingenommen. Der Jude stand zum zweiten Male dem Juristen gegenüber.

Levi Markus bot hunderttausend Thaler.

„Eine runde Summe!“ meinte lächelnd der Justizrath.

Andreas kniff unwillig seine buschigen Augenbrauen zusammen.

„Dieser Herr!“ murmelte er, „ist der Ansicht, daß ich verkaufen muß!“

„Verzeihung, es ist das erste Angebot.“

„Ich biete fünftausend Thaler mehr!“ rief der Rechtsanwalt.

Emil saß schweigend und regungslos auf seinem Platze.

Andreas hatte mit beiden Händen die Lehnen des Sessels ergriffen, als ob er dadurch gewaltsam seinen Unmuth zügeln wollte.

„Dreitausend mehr!“ rief Levi.

„Einhundertzehntausend!“ bot der Justizrath.

Der Jude schien keine Lust zu haben, weiter zu gehen.

Eine längere Pause trat ein; es schien, als ob der Justizrath Meistbietender bleiben sollte.

„Das ist traurig!“ murmelte Andreas.

„Mein Herr!“ wandte sich Emil an den Justizrath, „Sie versprachen mir, die Angelegenheit auf eine befriedigende Weise zu vermitteln; und nun

drängen Sie uns zu einer Auktion, bei der Sie selbst Bietender sind."

„Das ist ein Irrthum, Herr Baron!"

„Wie?"

„Ich habe die Versteigerung nicht eröffnet. Uebrigens gebe ich Herrn Levi Markus zu bedenken, daß auf der Stelle Zahlung erfolgen muß."

„Mein Herr Justizrath! ich werde zahlen, wenn ich gekauft habe."

„Gut, fahren wir fort."

„Ich biete nicht mehr."

„Hundertzehntausend Thaler stehen zu Diensten, Herr Baron!"

Emil verließ hastig seinen Platz.

„Das ist ein schlechtes Geschäft!" rief er aus.

„Aber ein ehrliches, Herr Baron!" meinte der Justizrath.

„Gönnen Sie uns Zeit, andere Käufer zu suchen."

„Verzeihung, ich würde die Interessen meiner Klienten verletzen. Es ist jetzt zehn Uhr Morgens — um zwölf Uhr reise ich ab, und diesen Abend . . ."

„Wandere ich in das Schuldgefängniß, murmelte Andreas.

„Schlagen Sie zu, und die Sache ist abgemacht.“

„Herr Baron!“ sagte Levi, „ich biete zweitausend mehr, um Ihnen meine Gefälligkeit zu zeigen. Hier ist Geld, bezahlen Sie den Herrn Justizrath.“

Er zog ein schweres Portefeuille aus seiner Tasche.

„Hundertfünfzehntausend Thaler!“ sagte kalt der Rechtsanwalt.

„Achtzehntausend!“ fuhr Levi fort.

„Hundertzwanzigtausend!“ rief Ernst, die Hand auf den Tisch legend.

In diesem Augenblicke trat hastig Lisette ein; sie näherte sich ihrem Pflegevater und flüsterte:

„Eine junge Dame wünscht Sie zu sprechen.“

„Führe sie in den Saal.“

„Sie spricht von einem Verkaufe, dem sie beiwohnen müsse.“

„Himmel, wie kann sie wissen —?“

„Dort kommt sie!“ rief Lisette, auf die Thüre deutend.

Dieselbe junge Dame trat ein, die der Justiz-

rath, Baron Emil und Levi während der Fahrt auf der Eisenbahn kennen gelernt hatten.

„Fräulein Josefine!“ rief Ernst überrascht.

„Meine Nachbarin aus Köln!“ sagte Levi Markus.

„Meine schöne Reisegefährtin!“ rief Baron Emil.

Die Fremde verneigte sich graziös.

„Vortrefflich!“ rief sie. „Ich treffe bekannte Herren, ein Umstand, der mir mein Geschäft erleichtern wird. Ich bin an den Herrn Baron Andreas von Sydow adressirt.“

„An mich?“

„Wenn Sie der geehrte Adressat sind — ja.“

„Von wem?“

„Sie werden es erfahren, wenn ich Ihr Gut Elsborn gekauft habe, denn in dieser Absicht bin ich gekommen. Es ist doch nicht schon zu spät?“ fragte sie, einen spottenden Blick auf den Juden werfend.

„Nein,“ antwortete Emil, indem er galant die Dame zu einem Sessel führte.

Josefine ließ sich nieder, und sah die erregten Gesichter der Männer an.

„Man wird mein Gebot nicht gelten lassen,“

fuhr sie lächelnd fort — „das finde ich natürlich, denn ich bin ein Weib und mulier taceat in ecclesia. Deshalb muß ich die Rolle der weißen Frau spielen. Sie sehen, Herr Justizrath Ernst! ich kenne die Gesetze."

Dann wandte sie sich zu ihrem Nachbar:

„Herr Baron! ich habe Sie als einen galanten Kavalier kennen gelernt — darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten?"

„Befehlen Sie, mein Fräulein!" rief der alte Dandy, indem er sich verneigte.

„Seien Sie mein George Brown!"

„Das heißt?"

„Bieten Sie auf das Schloß Avenel, das diese beiden Gavestons hier an sich reißen wollen. Ach, wahrhaftig, die Situation ist genau dieselbe, wie in Boieldieu's herrlicher Oper. Darf ich auf Ihre Unterstützung rechnen?"

Baron Emil schüttelte bedächtig den Kopf.

„Mein verehrtes Fräulein! die Angelegenheit ist zu ernst, um sie zum Gegenstande eines Scherzes zu machen."

„O, wer sagt Ihnen, daß ich scherze?" rief die Schöne, ihr Gesicht in ernste Falten legend. „Der

Herr Justizrath Ernst würde mir einen Scherz dieser Art nie verzeihen, und doch liegt mir daran, ihn nicht böse zu machen. Herr Levi Markus oder Markus Levi — wie heißen Sie doch?"

„Levi Markus, Ihnen zu dienen!" sagte der Jude, sich tief verneigend.

„Herr Levi Markus ist ein zu schlauer Geschäftsmann, um sich mystificiren zu lassen. Wollen Sie, Herr Baron! mein George Brown sein?"

„Genug!" rief der Justizrath, den die Geduld verließ. „Ich bin zwar nur als der Vertreter einer Partei hier anwesend; aber ich kann nicht umhin, dem Herrn Baron zu rathen, eine Einmischung zu entfernen, die der Würde der Sache nicht angemessen ist."

„Die Würde der Sache!" rief Josefine lachend, „was nennen Sie Würde, mein Herr? Vielleicht eine raffinirte Spekulation auf das Eigenthum des armen Barons? Mammon und immer Mammon ist Ihr Losungswort. Ja freilich, diesem Götzen muß mit Würde geopfert werden, auch wenn das Glück eines Menschen dabei zu Grunde geht. Was ist bis jetzt geboten?" fragte sie Emil.

„Hundertzwanzigtausend Thaler!"

„Nicht mehr auf dieses schöne Gut? das ist himmelschreiend! Herr Justizrath! wo bleibt die Würde bei dieser Spekulation?“

„Wer ist denn dieser Kobold?“ fragte sich Emil.

„Das kann die Abmietherin von Mutter Bielitz doch wohl nicht sein,“ dachte der Jude.

Andreas murmelte:

„Ich selbst habe hundertzwanzigtausend Thaler gezahlt, als die Grundstücke billig waren und dieses Gut sich nicht in dem jetzigen Zustande befand.“

„Sie sind gezwungen zu verkaufen, Herr Baron?“ fragte Josefine.

„Leider ja!“ antwortete Andreas unwillkürlich.

„Gut, ich habe Auftrag, Elsborn um jeden Preis zu kaufen.“

„Sie, mein Fräulein?“

„Wie Sie mich hier sehen. Fordern Sie.“

Emil und Andreas starrten sich an.

„Fordern Sie, fordern Sie doch!“ wiederholte Josefine, indem sie ungeduldig mit den kleinen Füßen stampfte.

Emil flüsterte ihr zu:

„Ich soll ihr George Brown sein?“

„Ja!"

„Haben Sie auch, wie Anna in der weißen Dame, eine gefüllte Schatulle?"

„Es fehlt nichts, mein Herr!"

„Aber Anna hat ihren George Brown nach der Auktion geheirathet!" rief lachend der alte Elegant, der das reizende Geschöpf mit den Blicken verschlang.

„Die Heirath steht in zweiter Reihe. Bieten Sie, bieten Sie, ich werde zahlen."

„Auf der Stelle?"

„Auf der Stelle! das heißt im Laufe des heutigen Tages, wie es das Gesetz erfordert."

„Wohlan," sagte der Baron Emil, ich will Ihre Zahlungsfähigkeit auf die Probe stellen."

Der Justizrath hatte sich ungeduldig erhoben.

„Mein Fräulein!" rief er, „will der Herr Baron Emil von Sydow Sie als legitimirt betrachten, so hat er die Folgen davon zu tragen — ich ersuche Sie, sich ferner keine Mühe zu geben, ernste Geschäftsleute zu mystificiren."

„Ach, Herr Justizrath!" rief Josefine, indem sie den weißen Schleier, der ihr reizendes, pikantes Gesicht zur Hälfte verbarg, zurückwarf. „Sie wollen

als Jurist imponiren! Wohlan, ich werde von meiner Gewohnheit, alle Dinge im Leben von der heitern Seite zu betrachten, abweichen, und mit dem Ernste eines Gerichtspräsidenten auftreten."

„Sie bedürfen der Vertretung eines Mannes!"

„Herr Baron Emil von Sydow hat meine Vertretung übernommen."

Emil wandte sich an Josefine

„Schöne Dame," sagte er galant, „Geld ist die beste Legitimation."

„Der abscheuliche Mammon!" rief sie in komischer Entrüstung. „Alle diese gesetzten Herren beugen sich unter das schwarze Scepter des Dämons. Katholiken, Protestanten und Juden beten ihn an."

„Sie haben Recht," unterbrach sie der bewundernde Emil; „aber dieser Kultus wird die eifrigsten Anhänger finden, so lange die Erde steht. Uebrigens ist eine Versteigerung unnütz, wenn Sie Kapital besitzen."

„Wie?"

„Der Herr Justizrath, der Inhaber von Wechseln meines Bruders, zwingt uns, das Gut zu verkaufen. Setzen Sie uns in den Stand, die Wechsel einzulösen . . ."

„Ah,“ rief Josefine, „Sie wollen ein Bankgeschäft! Ich bin nicht Banquier und leihe nicht auf Zinsen. Aber das Gut will ich kaufen. Herr Justizrath!“ wandte sie sich mit einer Verbeugung an den Juristen, „jetzt kennen Sie den Zweck meiner Reise.“

„Aber wie konnten Sie wissen?“ fragte Ernst.

„Das ist mein Geheimniß.“

„Hexe!“ rief Emil. „Reizende Fee!“

„Wer sind Sie denn?“ fragte Andreas, indem er gewaltsam seine trüben Augen aufriß.

„Sie werden es zu seiner Zeit erfahren.“

„Meine Herren!“ sagte sehr ernst der Justizrath, „machen wir diesen Gaukeleien ein Ende. Zeit ist Geld . . .“

„Und Sie, mein Herr! wollen verdienen. Auch ich will verdienen. Zu diesem Zwecke, Herr Justizrath! werden Sie ferner nicht mitbieten.“

„Wer will mich daran hindern?“

„Sie werden nicht bieten, trotzdem Sie die Wechsel in der Tasche tragen, deren Macht Sie zu Ihrem Vortheile verwenden.“

„Gehen Sie nicht zu weit, mein Fräulein!“ drohte der Jurist.

„Sie nannten mich eine Hexe, Herr Baron! —

Sie haben Recht. Ich werde sogleich meine Zaubermacht entfalten, wenn der Herr Justizrath nicht freiwillig zurücktritt."

„Zählen Sie nicht darauf!" erklärte dieser entschieden.

„Wohlan, so muß ich meinen Kobold loslassen. Herr Levi Markus . . ."

Baron Emil brach in ein lautes Lachen aus.

„Ist Herr Markus Ihr Kobold?" fragte er

„Niemand eignet sich besser dazu, als er. Sehen Sie nur seinen dicken Kopf, sein wolliges Haar, seine wie Feuerbrände glühenden Augen, seine ganze Gnomengestalt — und nicht wahr, mein lieber Herr! Sie dienen mir gern?"

Der Jude starrte die lächelnde Fee an. Dann rief er verletzt:

„Lassen Sie mich in Ruhe."

„Nach der Arbeit, mein Herr! folgt die Ruhe."

„Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen!"

„Nicht mit mir, wohl aber mit dem Herrn Justizrathe, der wie auf Kohlen sitzt. Ueberreichen Sie das dem Herrn bestimmte Billet."

Markus sprang auf, als ob ihn plötzlich eine Wespe gestochen hätte.

„Ein Billet?“

„Es ist zwar ohne Adresse — geben Sie, damit wir einen Konkurrenten beseitigen.“

„Madame! Madame!“ rief Levi, in dessen Gesichte sich das höchste Erstaunen ausprägte.

„Ich bin noch nicht verheirathet, vergessen Sie das nicht.“

„Aber wie können Sie wissen, daß ich im Besitze eines Billets bin . . .“

„Eine Fee, Herr Markus! weiß Alles! Und nun bitte ich die Herren zu glauben, daß ich eine gute Fee bin, ein versöhnender, wohlthätiger Geist.“

Der Jude zog wirklich ein Billet hervor und überreichte es dem Justizrathe.

„Von wem?“ fragte dieser.

„Ich weiß es nicht.“

„Lesen Sie, lesen Sie doch!“ rief Josefine, die ihre Neugierde zu verbergen suchte.

Ernst erbrach das Billet und las. Dann sah er abwechselnd den Juden und die wenigen Zeilen an, die das Blatt enthielt. Es ließ sich nicht verkennen, daß er mehr als überrascht war. Während die andern drei Männer in schweigender Verwunderung

verharrten, neigte sich Josefine lächelnd zu dem Justizrathe und fragte:

„Werden Sie auf das Gut bieten?“

„Ich glaube, ja!“

„Dann muß ich meinen Plan ändern. Präsentiren Sie Ihre Wechsel, Herr Justizrath!“

„Wem?“

„Dem Aussteller.“

„Hier?“

„Sofort.“

„Wer wird zahlen?“

„Ich, Josefine.“

„Gestatten Sie mir, daß ich dieses Geschäft in der Gerichtsstube ordne.“

„Wie Sie wollen — man wird die Wechsel einlösen.“

Andreas von Sydow hatte seinen Lehnstuhl verlassen.

„Es kann mir zwar nur angenehm sein,“ sagte er mit erregter Stimme, „wenn man mich der Nothwendigkeit überhebt, mein schönes Gut unter dem Preise zu verkaufen, aber bevor ich mich auf Weiterungen einlasse, die möglicherweise ohne Resultat

bleiben, möchte ich doch eine kleine Garantie haben . . ."

„Sie sind ein wahrhafter Schüler des heiligen Thomas!" rief Josefine. „Schieben Sie einfach die Verhandlungen nur einige Tage auf, und man wird Ihnen liefern, was Sie fordern. Der Herr Justizrath wird einwilligen, denn die Nachricht, die ihm das Billet gebracht, ist wohl der Ueberlegung werth. Sollte er indeß anderer Meinung sein, so übernehme ich es . . ."

„Genug!" sagte Ernst, der nachdenkend geworden war, nachdem er das Billet noch einmal gelesen hatte. „Ich erkläre, daß ich meine Wechsel noch drei Tage ruhen lasse. Es ist diese Erklärung nicht etwa die Folge des Auftretens jener jungen Dame, eben so wenig als ich dem Billete des Herrn Markus einen Einfluß zuschreibe; wohl aber habe ich, wie ich dem Herrn Baron versprochen, die Interessen des Gutsherrn im Auge, die durch Einmischung fremder Personen leicht gefährdet werden können. Gestatten Sie mir, daß ich bis dahin Gast in diesem Schlosse bleibe."

Der Gutsherr verneigte sich, als Zeichen, daß

er beistimme. Der Justizrath grüßte und verließ das Zimmer.

„Und was beschließt meine reizende Anna?“ fragte Baron Emil, der mit der Wendung der Dinge zufrieden war.

„Sie gibt ihre Hoffnung auf George Brown nicht auf. Und wie könnte sie auch? Anna vermag ohne George Nichts, denn wir armen Frauen haben vor Gericht keine Geltung. Und nun zu Ihnen ein Wort, Herr Markus Gaveston! Sie haben Auftrag das Gut Elsborn zu kaufen. Leugnen Sie es nicht, ich weiß es aus guter Quelle. Wohlmeinend rathe ich Ihnen: lassen Sie Ihre Hand von dem Handel, gehen Sie vielmehr nach Köln zurück und wachen Sie über Lea Pik, die Tochter des vor Jahren verschollenen Juden. Der alte Mann könnte wieder erscheinen und seine Tochter reklamiren.

Josefine konnte nicht weiter reden, denn der greise Schloßherr taumelte, wie von einem jähen Schwindel befallen, hielt sich an der Lehne seines Stuhls, wimmerte wie von heftigen Schmerzen gefoltert, und glitt langsam zu Boden. Emil eilte seinem Bruder zu Hilfe; er setzte ihn sanft in den Stuhl. Alle Gesichtsmuskeln des Greises zuckten krampfhaft;

seine Augen waren geschlossen. Die magern, sehnigten Hände klammerten sich an die Lehnen des Stuhls.

„Die Aufregung war zu groß," sagte Emil mitleidig. „Es mußte sich das alte Uebel einstellen. Verdammt," fügte er in zorniger Aufwallung hinzu, „unter solchen Verhältnissen ist das Leben ein Jammer."

Josefine, heftig erschreckt über den traurigen Vorfall, ergriff rasch die Karaffe und benetzte die Schläfe des Leidenden mit Wasser. Sie gab sich diesem Geschäfte mit einer rührenden Aengstlichkeit hin. Ihr schlanker Körper bebte, ihr zartes Gesicht war bleich wie eine Lilie und Markus, der sie bewundernd beobachtete, glaubte Thränen in ihren schönen Augen zu sehen. Ein echter Sohn Abraham's, der seine Aufmerksamkeit auf Alles richtet, suchte er die ungewöhnliche Rührung der jungen Dame zu deuten, deren Keckheit sich in warme Theilnahme verwandelt hatte. Sie mußte zu dem alten Baron in mehr als geschäftlicher Beziehung stehen. Und wie konnte sie den Namen der Pflegetochter seiner Mutter wissen? Wer hatte ihr von dem verschollenen Juden Pik gesagt? Diese Josefine mußte jene Madame Sel-

tenau sein, die in dem Dachstübchen der Mutter Bie=
litz eine so seltsame Rolle spielte. Es war dies Grund
genug für den Juden, sein Verbleiben auf dem Schlosse
auszudehnen.

Der Baron hatte sich unter den Händen der
Dame wieder erholt; er sah seine Pflegerin mit den
trüben, gerötheten Augen starr an. Dann legte er
die zitternde Hand an die Stirne. Er wollte reden,
aber die Zunge versagte ihm den Dienst.

„Bruder," rief Emil, „fasse Muth!"

Josefine ergriff seine Hand und küßte sie. Es
schien, als ob auch sie vor Erregung nicht reden
konnte. Sie legte ihren vollen Arm auf die hohe
Rücklehne des Sessels, stützte den Kopf auf den Arm
und begann zu weinen. Des Juden Erstaunen läßt
sich nicht beschreiben. Emil beobachtete seinen Bruder,
der immer noch regungslos in dem Sessel lag.

Plötzlich fuhr Josefine auf; sie warf rasch einen
Blick auf den Kranken.

„Man hole einen Arzt!" rief sie heftig. „Ihr
Leute schafft einen Arzt!"

Sie wollte nach der Thüre eilen, um den Klin=
gelzug zu ergreifen.

Emil hielt sie zurück.

„Bleiben Sie, mein Fräulein! Wir kennen diese Zufälle, sie stellen sich seit Jahren ein. Die Erstarrung geht vorüber. Stören Sie die Ruhe meines Bruders nicht.“

Nach zwei Minuten bewegte sich der Greis, den Josefine ängstlich beobachtete.

„Lisette!“ rief er mit schwacher Stimme und ohne die Augen zu öffnen. „Lisette! Deine Hand, mein liebes Kind!“

„Lisette? Wer ist Lisette?“ fragte Josefine erregt, indem sie zurücktrat.

Emil winkte mit der Hand, daß sie schweigen möge. Dann bat er den Juden, er möge das Zimmer verlassen. Levi Markus leistete ungern Folge, denn die Scene hatte für ihn das größte Interesse. Er ging.

Baron Emil ergriff die Hand Josefinens und zog sie an das Fenster.

„Lassen Sie meinen Bruder,“ flüsterte er, „nach einigen Minuten der Ruhe wird er wieder zum Bewußtsein gelangen. Aber Sie, mein Fräulein! werfen Sie die Maske ab, — wer sind Sie? Was führt Sie nach Elsborn? Warum weinen Sie bei dem Anblicke des Kranken?“

„Fragen Sie mich nicht,“ bat sie zitternd; noch kann ich mich Ihnen nicht entdecken Ich habe den Schein gegen mich, er stempelt mich zu einer Abenteuerin —“

„Gleichviel, entdecken Sie sich mir! Dem Brnder des Kranken, für den Sie eine lebhafte Sympathie zu hegen scheinen, können Sie sich furchtlos anvertrauen. Sie sind in verhängnißvoller Zeit hier erschienen — —“

„Noch einmal: dringen Sie nicht in mich, Herr Baron!“ bat Josefine, deren Augen Thränen entströmten. „Ich kann nicht verbürgen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage.“

„Sie sind eine seltsame Person!“

„Ohne Zweifel!“ flüsterte Josefine, indem sie schwermüthig ihr schönes Haupt neigte. „Ich erscheine mir selbst seltsam — mein ganzes Leben ist ein Räthsel, dessen Lösung ich hier erwarte.“

„Bei meinem Bruder?“

„Auf Elsborn.“

„Und darum wollen Sie das Gut kaufen?“

„Ich trage Sorge, daß es der Familie Sydow erhalten bleibe. Sie handeln in Ihrem eigenen Interesse, wenn Sie mir gestatten, daß ich mich zur

geeigneten Zeit erkläre. Forschen Sie nicht, wohin ich gehe, und bin ich hier, so belästigen Sie mich nicht mit Fragen, die ich Ihnen nicht beantworten kann. Aber glauben Sie mir, meine Mission wird bald erfüllt sein. Indem ich schweige, handle ich ehrlich; wollte ich reden, würde ich Sie möglicherweise betrügen. Darum lassen Sie mich gewähren und seien Sie mir freundlich gesinnt ohne Argwohn. Ich weiß, daß ich viel fordere, daß ich Ihnen verdächtig erscheinen muß! aber liefere ich Ihnen, sobald es mir gestattet sein wird, die Erklärung, so werden Sie nicht nur den Zusammenhang sehr einfach finden, sondern mir auch Ihre Theilnahme und vielleicht auch Ihre Achtung nicht versagen."

Diese Worte, von so schönen Lippen und mit so tiefer Rührung gesprochen, verfehlten ihre Wirkung auf das weiche Gemüth Emil's nicht. Der Baron war nicht Realist genug, um Widerstand zu leisten.

„Ich stelle eine Bedingung!" sagte er rasch.

„Nennen Sie mir diese Bedingung."

„Sie verlassen diese Gegend nicht, ohne von mir Abschied zu nehmen."

„Das schwöre ich Ihnen bei der heiligen Jungfrau, auf deren Schutz ich mit voller Zuversicht ver-

traue!" rief Josefine leise, indem sie ihre kleine Hand zum Himmel emporhob.

Andreas regte sich.

„Lisette!" murmelte er. „Lisette! Führe mich in den Garten, in die frische Luft. Hier ist es heiß, mir brennt der Kopf, die Augen schmerzen."

Der Bruder ging zu ihm.

„Andreas! sei ein Mann!"

„Emil!" flüsterte er mit Anstrengung, „Du bist's?"

„Ich, Dein Bruder, der für Dich sorgt und Deine Angelegenheiten ordnen wird. Aber nun fasse Dich, denke ruhig über die Sache und schone Deine Gesundheit."

„Emil! wer sprach von der Tochter des verschollenen Juden? Hast Du es nicht auch gehört?"

„Der Teufel treibt jetzt sein Spiel in unserem Schlosse! Aber ich sorge dafür, daß es sobald kein Jude wieder betreten wird."

Er zog die Glocke. Lisette trat rasch ein, das gute Kind hatte lange auf dieses Zeichen gewartet, denn sie kannte die Natur des alten Mannes, dem sie herzlich zugethan war.

„Ich dachte es mir!" rief sie schmerzlich aus,

als sie einen Blick auf den Stuhl geworfen hatte. „So konnte es ja nicht vorübergehen. Herr Baron!“ flüsterte sie dem alten Elegant zu, „ich habe es Ihnen im Voraus gesagt — schaffen Sie die Leute aus dem Hause, oder der gnädige Herr hat den Tod davon.“

Andreas streckte beide Hände aus, empfing die liebliche Lisette und drückte einen Kuß in ihr schweres Haargeflecht.

„Ach, Sabine!“ seufzte er tief und schwer.

Der Name „Sabine“ scheuchte die Dame empor, die bis jetzt wie träumend in der Fensterbrüstung gestanden hatte. Ihre Augen glänzten, ihre Lippen zuckten — plötzlich mäßigte sie ihre Aufwallung, als sie sah, daß Emil sie beobachtete. Sie ergriff ihren kostbaren Shawl, den sie bei der Pflege des Kranken abgelegt hatte, verneigte sich und ging der Thüre zu. Emil folgte ihr bis auf die Hausflur.

„Wo wohnen Sie?“ fragte er.

„Sie vergessen unsere Bedingung, Herr Baron!“ antwortete sie, schelmisch mit dem Finger drohend.

„Verzeihung, mich leitet nicht die Neugierde; ich frage, um mich Ihnen, wenn es sein kann, nützlich zu zeigen.“

„Beobachten Sie den Justizrath;“ flüsterte sie mahnend.

„Warum? Er hat drei Tage Frist versprochen.“

„Die Wechsel fürchte ich nicht, wohl aber . . .“

Sie unterbrach sich, als ob sie fürchtete, zu viel zu sagen. Dann trat sie auf die umgitterte Freitreppe vor dem Hause hinaus.

„Nun, was fürchten Sie denn?“ fragte Emil, der den Eindruck bemerkt hatte, den die Nennung des Namens „Sabine“ hervorgebracht.

„Ich kann nicht gehen, ohne Ihnen einen guten Rath zu ertheilen: tragen Sie Sorge, daß der Justizrath Ihren Bruder nicht beobachtet, wenn er durch die Krankheit des klaren Bewußtseins beraubt ist. Und ich fürchte, der Jude hat schon so viel gehört und gesehen. Beherzigen Sie meine Worte. Adieu, Herr Baron! verkaufen Sie das Gut nicht ohne mich!“

„Wie kann ich Sie benachrichtigen, da ich nicht weiß, wo ich Sie finde?“

Sie reichte ihm ihre kleine Hand.

„Wenn Sie mich auch nicht sehen, Herr Baron! werde ich Ihnen doch stets nahe sein, wie die weiße Frau ihrem George Brown. Wir stehen in einem

geistigen Rapport. Für den Augenblick haben wir unsern Zweck erreicht — das Gut ist nicht verkauft."

Josefine entzog ihm die Hand, hüpfte leichtfüßig die Stufen der Treppen hinab, eilte durch das offene Gitter des Schloßthores und verschwand zwischen den Bäumen der Lindenallee, die dem nahen Walde zuführte.

Baron Emil, ein Kenner, sah ihr lange nach; er bewunderte ihr anmuthiges Wesen, die Geschmeidigkeit ihrer Gestalt, den Wohlklang ihrer Stimme und den leichten, schwebenden Gang. Als der letzte Schimmer ihres weißen Schleiers verschwunden war, schüttelte der Baron sein Haupt.

„Es gehen seltsame Dinge vor!" dachte er. „Die Habgierigen finden sich ein wie die Raben, die Aas wittern. So schön nun auch dieser Dämon ist, so wenig traue ich ihm. Wenn ich Alles bedenke, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Brust meines Bruders ein ernstes Geheimniß birgt, auf dessen Grund die Konkurrenten, die sich eingefunden, ihr Verfahren bauen. Diese hier fürchtet den Justizrath, der Justizrath fürchtet den Juden, und der Jude fürchtet den reizenden Kobold, der ihn zwang ein Billet abzu-

geben. Wären die verdammten Wechsel aus der Welt geschafft! da sie noch ihre verhängnißvolle Kraft ausüben, muß ich mich in Geduld fassen. Vor allen Dingen ist es nöthig, daß ich meinen Bruder beobachte und daß er dem Bereiche der Gäste fern bleibe. Sie werden ihn nur in meiner Anwesenheit sehen."

In diesem Augenblicke ging ein junger Bauer grüßend über den Hof.

„Peter!" rief der Baron.

Peter zog die Mütze und sprang die Treppe herauf.

„Was befehlen Herr Baron?"

„Hast Du wichtige Arbeit vor?"

„Nein, Herr!"

„So verfolge die Schloßallee und beobachte eine Dame mit weißem Schleier, die so eben von mir gegangen ist."

„Ich habe sie gesehen, Herr Baron!"

„Gut, so kennst Du sie. Verfolge also die Dame, doch so, daß sie Deine Absicht nicht gewahrt. Du siehst, wohin sie geht, und bringst mir Nachricht."

„Ich verstehe den gnädigen Herrn," antwortete Peter. „Die Dame soll mir nicht entgehen, und ich

komme nur dann erst zurück, wenn ich weiß, wo sie geblieben ist. Daß Sie mich geschickt haben, darf sie nicht erfahren."

„Du weißt nun Alles, Peter?"

„Ja, Herr!"

„Ich verlasse mich auf Dich. Fort!"

Der lebhafte Bursch sprang die Treppe hinab und verließ laufend den Schloßhof. Als Emil die geräumige Hausflur betrat, kam ihm Lisette entgegen; sie weinte. Der Baron fragte, was geschehen sei.

„Ach, der gnädige Herr muß recht krank sein!" schluchzte das junge Mädchen, indem es mit der weißen Schürze die Augen trocknete. „Wie heute habe ich ihn noch nie gesehen."

„Du solltest ihn doch in den Garten führen!"

„Das wollte ich, aber er stieß mich plötzlich von sich, nannte mich ein undankbares Mädchen und befahl mir, Sie zu rufen."

Emil tröstete Lisetten, die wie ein Kind bitterlich weinte.

„Nimm das nicht so genau, mein armer Bruder ist krank und ein Kranker weiß nicht, was er thut.

Sind die Schmerzen vorüber, so bist Du wieder sein Liebling."

Der Baron streichelte die Wangen Lisettens und ging dann in das Zimmer seines Bruders. Lisette trocknete ihre Thränen. Um sich von dem Schrecken zu erholen, suchte sie ihr Zimmerchen auf, das im Erdgeschosse lag und mit den Fenstern nach dem Garten hiuausging. Sinnend saß sie auf dem Stuhle. Plötzlich hörte sie ein Geräusch an dem Fenster; sie sah auf — da zeigte sich das Gesicht Martins hinter der glänzenden Scheibe. Erschreckt fuhr sie auf. Er winkte — sie öffnete rasch das Fenster.

„Um Gottes willen, Martin! Du kommst um diese Zeit in das Schloß!"

„Still, still, Lisette! es hat Nichts zu bedeuten."

„Bringst Du mir eine wichtige Nachricht?"

„Nein; aber ich glaube hier wichtige Nachrichten zu empfangen."

„Von wem?"

„Von dem fremden Herrn, der im Schlosse wohnt."

„Es sind zwei Fremde hier."

„Ich meine den Justizrath Ernst. Er hat mich

bestellt, denn Du mußt wissen, daß er der Mann im Garten war, der den Baron belauscht hat. Siehst Du, Lisette, aus diesem Grunde muß ich zu ihm gehen . ."

Lisette faltete die Hände und sah erschreckt den jungen Mann an, der auf dem Geländer des Weinstocks stand und bis zur Brust sichtbar war.

„Du lieber Gott," flüsterte sie, „was geht denn hier vor. Der arme Baron ist so krank, daß er fantasirt und mich von sich stößt, als ob ich ihn beleidigt hätte. Ach, Martin! hättest Du sein bleiches Gesicht und das Zittern seiner Glieder gesehen, Du würdest wie ich traurig sein und weinen. Auch eine vornehme Dame war da, die sich stellte, als ob sie hier zu Hause sei. Ich lasse es mir nicht nehmen — mit allen unseren Verhältnissen geht eine große Veränderung vor. Vielleicht verstößt man mich und ich muß auswandern, ehe Du eine sichere Stellung hast."

Sie weinte heftiger als zuvor.

„Beruhige Dich, Lisette!" flüsterte Martin, „ich lasse nicht von Dir, und wenn Alles zu Grunde geht. Daß es mit den Verhältnissen des armen Barons nicht richtig ist, habe ich längst bemerkt, und die

Vorgänge in der Eremitage liefern den Beweis, daß der alte Herr irgend ein Ereigniß fürchtet. Darum ist er auch krank geworden und weiß vor Angst nicht, was er thut. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte nach dem Schlosse gehen, selbst auf die Gefahr hin, den Schulmeister in Zorn zu bringen. Mir bleibt wenig Zeit, darum führe mich rasch zu dem Fremden."

Martin sprang mit einem kräftigen Satze in das Zimmer. Zärtlich umschlang er die Geliebte und drückte sie an sich.

„Du bist meine einzige Stütze!" flüsterte weinend Lisette. „Wenn Du mich verläßt, bin ich von aller Welt verlassen. Ich weiß keinen Rath mehr. Heilige Jungfrau, wenn der Fremde Alles gesehen hätte!"

„Führe mich nur zu ihm!" bat Martin. „Ich werde es schon einzurichten wissen, daß ich die Absicht des Justizraths erfahre. Und nun weine nicht mehr, Lisette! Du bleibst mir, ich bleibe Dir treu, wie es auch kommen möge."

Beide verließen das Zimmer. Hausflur und Treppe waren still, es zeigte sich kein Domestik. Auf

dem Corridor des ersten Stockes blieb Lisette vor einer Thüre stehen.

„Hier wohnt der Fremde, den sie Justizrath nennen.“

„Gut. Wenn Du kannst, sorge, daß uns Niemand stört. Sollte ich Dich nach der Unterredung nicht mehr sprechen können, so sehen wir uns diesen Abend.“

„Mir ist so bange!“ flüsterte Lisette traurig

„Ohne Grund. Ermuthige mich durch einen Kuß!“

Nach einem innigen Kusse trennten sie sich. Lisette trat den Rückweg an, Martin klopfte an die Thüre. Der Justizrath forderte mit lauter Stimme zum Eintreten auf. Martin kam der Aufforderung nach. Ernst sah erstaunt den jungen Mann an, der sich mit natürlichem Anstande verbeugte. Er vermuthete zwar den Liebhaber Lisettens, um aber ganz sicher zu gehen, fragte er:

„Wen suchen Sie?“

„Den Herrn Justizrath Ernst.“

„Er steht vor Ihnen.“

„Sie haben mich zu sich beschieden, mein Herr!“

„Ah, ganz recht. Ich habe Sie erwartet.“

Man sprach nicht von den Vorgängen der Nacht, die der Leser kennt; mit der Gewandtheit, die dem Justizrathe eigen, näherte er sich dem Ziele, das er verfolgte. Martin nahm Anstand, über seine Vergangenheit Aufschlüsse zu geben.

„Warum?" fragte er lächelnd. „Welches Interesse nehmen Sie an meinem Leben? Der Schleier, der meine Vergangenheit bedeckt, ist mir willkommen, denn eine Ahnung, deren ich mich nicht erwehren kann, sagt mir, daß ich Feinde habe . . ."

Der Justizrath führte den jungen Schullehrer zu dem Sopha.

„Nehmen Sie Platz," sagte er, „wir müssen uns verständigen. Daß jeder Mensch Feinde hat, ist eine Wahrheit, die ich nicht zu bestreiten wage. Die gefährlichsten sind die, welche von den Verhältnissen erschaffen, minder gefährlich aber sind diejenigen, die an der Person selbst ein Aergerniß finden. Nun aber sind die Personen von den Verhältnissen unzertrennlich, und indem man Verhältnisse beseitigt, schadet man den Personen. Es findet eine nothwendige Wechselwirkung statt. Ihre Verhältnisse sind von der Art, daß sie Ihnen nur Glück bringen können — ich nehme an, daß Sie derselbe Martin Faber

sind, den ich suche. Ist dies nicht der Fall, so verbürge ich Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß ich über das, was Sie mir mitgetheilt, ein ewiges Schweigen beobachten werde. Genügt Ihnen diese Versicherung?“

„Ohne Zweifel, Sie sind ja ein öffentlicher Beamter, ein Mann, dem die Leute Hab und Gut anvertrauen. Aber Herr Justizrath! ich fühle keine Neigung, in andere Verhältnisse einzutreten. Wenn ich der Nachfolger des alten Klär werde, so habe ich keinen Wunsch mehr.“

„Der alte Klär, mein lieber Herr! ist Ihr gefährlicher Feind. Während Sie für ihn arbeiten müssen, zieht er Ihre Revenüen. Ihm liegt daran, daß Sie untergehen. Nicht wahr, der Mann hat Vermögen?

„Er ist reich!

„Das spricht für meine Vermuthungen.“

„Warum wenden Sie sich nicht an ihn?“

„Zu Ihrem Heile. Es handelt sich um die Beschaffung von Dokumenten . . .“

„Und wenn ich nun der bin, den Sie suchen?“

„So werden Sie durch mich ein selbstständiger Mann werden, hängen nicht mehr von dem hab-

süchtigen Schulmeister ab, und können die Dame Ihres Herzens heimführen."

Dieser letzte Grund entschied. Martin, dessen jugendliches Gesicht in Purpur aufglühete, entschloß sich, seine Vergangenheit mitzutheilen. Die Thränen Lisettens, die er vorhin gesehen, hatten ihn mit ernsten Befürchtungen erfüllt.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Justizrath hatte ein Taschenbuch vor sich liegen, in das er von Zeit zu Zeit Notirungen eintrug. Martin saß neben ihm; er hielt seinen runden Hut auf den Knieen und erzählte:

„Meine erste Jugendzeit verlebte ich auf einem Dorfe in der Nähe von Wiesbaden. Ich kann nicht sagen, daß man mich schlecht behandelte, oder daß es mir an Etwas gefehlt hätte. Die Frau, die als Mutter für mich sorgte, war die Schwester des Schulmeisters Klär, desselben, dem ich jetzt als Adjunkt zugetheilt bin. Konkordia, so hieß die alte Jungfer, war ein derbes, aber ein gutes Frauenzimmer; ich nannte sie Base, denn man gab mich für einen Sohn ihrer verstorbenen Schwester aus, die an den Dorfschmid Faber verheirathet gewesen war. Ich erinnere mich dunkel, daß zwei oder drei Mal eine vornehme, sehr junge Dame ankam, die mit dem

Schulmeister viel zu verhandeln hatte. Jedesmal, ehe sie ihren Wagen bestieg, der von einem Postillon, dessen bunte Uniform und schwarzer Haarstutz mich interessirten, gefahren wurde, küßte sie mich und schenkte mir ein blankes Goldstück. Kaum war sie fort, so mußte ich das Geschenk der Base geben; meine Weigerung wurde mit der Ruthe bestraft. Ich mochte acht oder neun Jahre alt sein, als mir der Sohn eines Nachbars, der vielleicht zwölf Jahre zählte, bei Gelegenheit eines solchen Besuches sagte: „Du, das war Deine Mutter!“ Ich theilte diese Bemerkung der Base mit. „Narr,“ rief sie „die vornehme Dame ist Deine Pathe, sie fragt nach, wie es Dir geht und macht Dir kleine Geschenke nach Art der reichen Leute.“ — „Wer ist denn meine Pathe?“ fragte ich. „Eine gute Dame, Dein Vetter hat sie einst unterrichtet.“ — Diese Worte merkte ich mir. Vetter Klär unterrichtete mich nun sehr eifrig, ich trieb Musik und alle Wissenschaften, die zu dem Stande eines Schulmeisters erforderlich waren. Der Pfarrer ertheilte mir Unterricht im Lateinischen und in der Religion. Ich wartete auf die Dame — sie kam nicht wieder. Die Base antwortete auf mein Befragen: „Was kümmert Dich die Dame! Du hast

Alles, was Du brauchst und bedarfst der Unterstützung Deiner Pathe nicht, die Dich wahrscheinlich vergessen hat. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist — nun frage mich weiter nicht!"

„Diese Antwort war mir ungenügend; die Aeußerung des Knaben wollte mir nicht mehr aus dem Sinne und wenn ich der Goldstücke gedachte, entstanden Vermuthungen, welche meine kindliche Fantasie zur Gewißheit erhob. Das Leben in dem einsamen Schulhause behagte mir nicht und die Gesellschaft der Bauernkinder war mir unerträglich. Ich sonderte mich ab, und ward dafür verhöhnt. Hieraus entstand natürlich Streit und aus dem Streite ward Schlägerei."

„Deine Mutter schämt sich Deiner!" rief die zornige Mutter eines von mir geprügelten Knaben. „Wer bist Du denn, daß Du hier den Herrn spielen willst? Du trägst zwar eine Jacke von feinem Tuche, bleibst aber doch ein Bastard. Wir kennen das, wir lassen uns durch Großthuerei nicht verblüffen!"

„Zwar beklagte ich mich über solche Abfertigungen nicht; aber sie hinterließen einen nachhaltigen Eindruck auf mein Gemüth. Mir kam es wirklich vor, als ob ich in den Kreis, der mir angewiesen, nicht

paßte, und als ob mir die vornehme Dame mehr als Pathe sein müsse. Je älter ich wurde, je strenger hielt mich der Schulmeister, ich durfte zu den Knaben des Dorfes nicht mehr in Beziehung treten. Das war mir recht, denn ich fand keinen Gefallen an ihrem Umgange. Nach meiner Konfirmation brachte mich der Vetter in die Stadt, daß ich das Gymnasium besuchte. Ich wohnte bei einer Witwe, einer Freundin meines Vetters, die, ich muß es mit Dank erkennen, mich die Base nicht vermissen ließ.

„Jetzt begann eine schöne Zeit für mich. Das Studium der alten Sprachen und das Lesen unserer deutschen Klassiker gewährte mir einen hohen Genuß. Ich gedachte in stolzer Geringschätzung der Bauerjungen die mich verhöhnt hatten; aber auch mit großer Liebe und Dankbarkeit des Vetters, der mich eines solchen Glückes theilhaftig machte. Bis dahin war es noch unentschieden, welchen Lebensweg ich wählen sollte, denn meine günstigen Schulzeugnisse hatten in dem Vetter den Plan erzeugt, mich Rechtswissenschaft oder Theologie studiren zu lassen.

„Ich war Tertianer und las Xenophons Memorabilien, Julius Cäsar und Ovid eben so leicht, als Schiller's, Göthe's und Wieland's Werke — da kam

ein neuer Lehrer, der Doktor Bernhard, an. Der Doktor ward Ordinarius meiner Klasse. Ein neuer Schüler ward aufgenommen, der Stiefsohn des Doktors. Albert Lisinsky, so ward dieser Stiefsohn genannt, stand genau in meinem Alter. Wir wurden Bekannte, und schon nach wenigen Wochen hatten wir eine Freundschaft geschlossen, die wir treu bis an das Ende unseres Lebens zu bewahren geschworen. Der Zufall hatte es gefügt, daß der Doktor eine Wohnung mir gegenüber bezogen, und dieser Umstand begünstigte den regen Freundschaftsverkehr. Der Doktor gewann mich lieb und gestattete mir, unter seiner Leitung mit Albert gemeinschaftlich zu arbeiten. Die Wittwe, der man mich anvertraut, hatte Nichts dagegen, sie sah es sogar gern, daß ich den größten Theil meiner Zeit in dem Hause des Doktors verbrachte, der sich so lebhaft für mich interessirte.

„Albert war ein schöner lebhafter Junge; er erzählte von Rußland, von Petersburg und Moskau wo er seine Jugend verlebt hatte. Einst, an einem Sonntagmorgen, machten wir einen Spaziergang in die Berge, welche die Stadt umgaben. Wir hatten die Erlaubniß, erst am Abend zurückzukehren. Dieser Sonntag gehört zu den merkwürdigsten Tagen meines

Lebens. Ich erinnere mich der einzelnen Vorgänge noch so genau, als ob ich sie gestern erlebt hätte. Es war um Mittag, als wir im Schatten einer großen Eiche im Moose lagen. Ueber uns in den dichten Zweigen sangen die Vögel, neben uns rieselte eine Quelle aus dem Gestein, deren frisches Wasser unsern Durst gestillt hatte. Albert erzählte wieder von Petersburg und Moskau, und schilderte mir Verhältnisse, von denen ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Er beschrieb mir die Pracht eines fürstlichen Hauses, die Equipagen, die Pferde, die Jäger, Bedienten, Hunde und sonstigen Zubehör eines großen Lebens. Die zwar anständigen, aber nichts weniger als glänzenden Verhältnisse des Doktors schienen mir einen grellen Kontrast mit den geschilderten zu bilden. Ich fand mich veranlaßt, Albert zu fragen:

„Wer war denn Dein Vater, und wie ist es gekommen, daß Du jetzt nicht besser lebst, als ich?"

„Albert fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sah mich mit einem seltsamen Blicke an, mit einem Blicke, in dem ich Groll und Traurigkeit zu erblicken glaubte.

„Martin!" rief er aus, „Du bist mein Freund, und Dir will ich mein Herz ausschütten, auf dem

eine schwere Last liegt. Hätte ich Dich nicht gefunden, ich würde vielleicht mein gegenwärtiges Leben unerträglich finden!"

„Ich erschrak vor dem Tone, in dem der Freund zu mir sprach. Das war mehr als jugendliche Schwärmerei, das war ein Ernst, der tief im Gemüthe wurzelte.

„Du willst wissen," fragte Albert, „wer mein Vater war?"

„Verzeihung, lieber Freund! meine Theilnahme, nicht meine Neugierde . . ."

„Du würdest es früher oder später doch erfahren haben, denn ich muß mich aussprechen, kann das quälende Geheimniß nicht länger allein tragen. Ich habe meinen Vater nie gekannt. Der Doktor ist ein gelehrter, ein guter Mann, aber wenn ich meine Vergangenheit bedenke, wenn ich meine arme Mutter betrachte . . ."

„Er schwieg, Thränen erstickten seine Stimme. Dann legte er die geballten Fäuste an die Stirn und murmelte:

„Wäre ich ein selbstständiger Mann!"

„Ein schmerzliches Gefühl bemächtigte sich nun

auch meiner, denn ich hatte ja weder den Vater noch die Mutter gekannt.

„Tröste Dich, Freund!“ gab ich zur Antwort, „Du bist besser daran, als ich, denn Dir ist die Mutter geblieben. So lange ich denken kann befinde ich mich unter fremden Leuten. Von meinen Eltern weiß ich wenig, und das Wenige ist nur geeignet, in mir die seltsamsten Gedanken und Vermuthungen zu erwecken.“

„Nun erzählte ich ihm kurz, was Ihnen, Herr Justizrath schon bekannt ist.“

„Also auch Du, Martin!“ rief Albert aus, „gehörst zu den unglücklichen Geschöpfen, denen das Geschick ein räthselhaftes Dasein angewiesen, denen man einen ahnenden Blick in eine wunderbare Sphäre gestattet! O über die Ungewißheit, sie wird mich noch tödten!“

„Wende Dich an Deine Mutter.“

„Meine Mutter!“ rief Albert. „Sie schweigt, vielleicht weil sie muß.“

„Wer zwingt sie?“

„Sie spricht von höheren Rücksichten. Ach, sie fühlt sich sehr unglücklich, seit wir hier sind. Der Doctor behandelt sie gut, er liebt und ehrt sie,

erfüllt jeden ihrer Wünsche, sobald sie ihn äußert — aber ein Kummer nacht an ihrem Herzen, und den Grund dieses Kummers möchte ich kennen lernen. Brechen wir auf, wandern wir weiter, weiter in das Gebirge, daß ich die große, wilde Natur sehe, um meinen Geist von den Erbärmlichkeiten des Lebens abzulenken."

„Mein Freund bestieg die höchsten Klippen; er jauchzte, daß das Echo in den Thälern wach wurde, wenn er einen gefährlichen Punkt erreicht hatte. Singend kam er zu mir zurück, der ich für sein Leben gezittert. Mit sanftem Vorwurf verwies ich ihm seine Waghalsigkeit.

„Nimm mich, wie ich bin!" rief er mir exaltirt zu. „Ich kann nicht am Boden bleiben, es zieht mich hinauf auf die Höhe, selbst wenn sie gefährlich ist. Das liegt im Blute, Martin! Dir war es im Schulhause zu enge, weil eine Ahnung von etwas Größerem in Deiner Brust lebte — mir ist die Stadt, mir ist das Land zu enge, ich muß fort!"

„Auf dem Heimwege fragte ich ihn, ob er eine Ahnung von seinem Vater habe, wie ich von meiner Mutter. Wir wanderten durch ein blühendes Kornfeld, während Albert erzählte . . .

„Doch, Herr Justizrath!“ unterbrach sich Martin plötzlich, „ich werde zu breit in meinem Berichte, die Erinnerung an jene Zeit reißt mich mit sich fort. Der Wunsch, Ihnen ein möglichst getreues Bild von meiner Vergangenheit zu liefern, ist zu lebhaft und das Schicksal Alberts ist mit dem meinigen gewissermaßen verknüpft . . .“

„Fahren Sie fort, mein junger Freund!“ bat Ernst dringend. „Alles was auf Sie Einfluß ausgeübt, ist mir von Wichtigkeit. Verschweigen Sie mir Nichts von Ihren Beziehungen zu jenem fantastischen Albert, der, wie Sie sagen, auch den Namen Lisinsky führt. Was erzählte er Ihnen?“

Der Justizrath verbarg sein großes Interesse, das er an der Sache nahm, er hatte die letzte Frage so gleichgiltig als möglich ausgesprochen.

Martin, der, wie sein Freund, nicht frei von romantischer Schwärmerei war, fuhr fort:

„Albert, der gern die Gelegenheit ergriff, mir sein Herz auszuschütten, erzählte also: „Wir bewohnten in Petersburg einen Palast und hatten ein Dutzend Leibeigene zur Bedienung. Der Doktor Bernhard war mein Hofmeister, ich bewohnte mit ihm einen eigenen Flügel des Palastes. Er leitete

meine Studien, meine Körperübungen und meine Spiele. Im Sommer machten wir auf schönen Pferden weite Spazierritte und im Winter fuhren wir in Schlitten auf die Jagd. Bernhard, ein guter Schütze, bildete mich zu einem gewandten Jäger heran. So führte ich das Leben eines reichen Kavaliers. Die Mutter, die man Frau von Lisinsky nannte, hing in großer Zärtlichkeit an mir, aber sie vermied es, mit mir von dem Vater zu sprechen, den ich nie gesehen hatte. Je älter ich wurde, je mehr fiel mir dieser Umstand auf. Aber ich zügelte meine Neugierde, um die geliebte Mutter nicht zu kränken. Von Zeit zu Zeit wurde ich zu meiner Mutter gerufen und einige Mal fand ich einen großen stattlichen Mann bei ihr, einen Fürsten." (Martin schaltete hier ein, daß er den Namen des Fürsten vergessen habe.)

„Heißt er nicht Borutschoff?" fragte der Justizrath.

Der junge Schullehrer starrte den Juristen an.

„Mein Herr, mein Herr! stammelte er überrascht, „wie können Sie wissen — Borutschoff — ganz recht — das ist der Name des Fürsten, dessen

ich mich trotz aller Anstrengung nicht wieder erinnern konnte. Borutschoff!" rief er aus.

Der Justizrath lächelte.

„Sie sehen," sagte er, „daß mich die Erzählung Alberts interessirt. Fahren Sie fort!"

„Aber wenn Sie die Verhältnisse kennen, lieber Herr . . ."

„Wir ergänzen uns gegenseitig; fahren Sie fort, ich bitte!"

Martin überwand seine Ueberraschung. Die Hoffnung, über seinen Freund Auskunft zu erhalten, spornte ihn an, eifrig zu erzählen. Er fuhr also in dem angeschlagenen Tone fort:

„Der Fürst Borutschoff," so sagte nämlich mein Freund, „behandelte mich mit großer Theilnahme, küßte mir die Stirn, und äußerte große Freude, wenn der Doktor mir günstige Zeugnisse ertheilte. Er sprach davon, daß ich später als Offizier in die kaiserliche Garde treten sollte. Man unterließ Nichts, mich auf eine glänzende Zukunft vorzubereiten. Wir wechselten von Zeit zu Zeit unsern Wohnort und gingen nach Moskau. Die Reise war mir stets ein Fest: meine Mutter und die Kammerfrau fuhren in dem ersten Wagen; ich und der Dok-

tor folgten in dem zweiten. Auch in Moskau bewohnten wir ein palastähnliches Haus und fanden glänzende Dienerschaft und Pferde vor. Wie in Petersburg, so stellte sich auch hier der Fürst ein, der meiner Mutter ein treuer Freund zu sein schien, obgleich er älter war, als sie."

„Einst waren wir nach Petersburg zurückgekommen."

„Sie erinnern sich doch," unterbrach sich Martin, „daß mein Freund Albert redet?"

Der Justizrath nickte mit dem Kopfe.

„In Petersburg also begann das gewohnte Leben. Der Winter stellte sich mit ungewöhnlicher Strenge ein. War meine Mutter auch stets ernst und gemessen gewesen, so glaubte ich doch damals eine Niedergeschlagenheit zu bemerken, die je größer ward, je länger wir in Petersburg waren. Sie besuchte das Theater nicht mehr, ging fleißig zur Kirche und hatte oft geheime Unterredungen mit dem Doktor. Den Fürsten Borutschoff hatte ich zum letzten Male in Moskau gesehen. So lebten wir den ganzen Winter hindurch wie die Einsiedler. Der Frühling kam. Es war von einer Reise die Rede. Die Koffer wurden gepackt und wir fuhren, anstatt nach

Moskau nach Kronstadt, von wo aus uns ein Dampfboot nach Lübeck brachte. Die alte Kammerfrau starb unterwegs an der Seekrankheit; andere Diener hatten uns nicht begleitet. Der Doktor war der Sohn eines Pfarrers in der Nähe von Lübeck — bei diesem wohnten wir. Sechs Wochen nach unserer Ankunft vermählte sich meine Mutter mit dem Doktor — der greise Pfarrer vollzog in der Dorfkirche die Trauung. „Was ist das?" fragte ich mich. „Warum hat meine Mutter Glanz und Reichthum verlassen, um sich mit meinem Hofmeister hier zu vermählen? Was wird aus mir, da ich eine militärische Karriere machen sollte? Ich fragte meine Mutter, als ich sie in der Laube des Gartens allein fand.

„Dein Vater, mein Sohn! hat mich schändlich verrathen!" antwortete sie unter Thränen.

„Wer ist mein Vater? Wo ist er?"

„Albert!" rief sie feierlich, „Dein Vater ist gestorben! Du hast ihn nicht gekannt, aber beweine mit mir den Todten! Der Doktor Bernhard wird von nun an väterlich für Dich sorgen, und kannst Du auch kein kaiserlicher Offizier werden, so wird er doch einen tüchtigen Mann aus Dir machen, der

eine ehrenvolle Stellung im Leben einnimmt. Aus Liebe zu Dir habe ich dem bravem Bernhard die Hand gereicht. Mit dieser Erklärung begnüge Dich, und wenn Du mich liebst und achtest, so frage weiter nicht, und füge Dich Deinen neuen Verhältnissen."

„Das war nicht schwer, denn Jeder bemühete sich, mir das Leben angenehm zu machen. Ich war von einfachen guten Menschen umgeben, deren Herzlichkeit mir wohl that. Die Frau Pastorin, eine greise Frau, hatte stets eine Bäckerei für mich, die sie mir heimlich zusteckte. So verfloß der Sommer. Im Herbste erhielt mein Stiefvater die Anstellung als Gymnasiallehrer und wir verließen das stille Pfarrhaus, das, ich kann es wohl sagen, mir lieb geworden war. Das ist meine Geschichte."

„Albert ging traurig neben mir. Wir kamen spät in der Stadt an. Auf der Straße trennten wir uns. War es doch, als ob nach dieser Reise unser Freundschaftsbund erst die rechte Weihe erhalten habe. Am folgenden Tage besuchte ich Albert. Sein früherer Frohsinn schien zurückgekehrt zu sein. Da trat seine Mutter in das Zimmer. Ich betrachtete sie mit einer Art Ehrfurcht. Sie kam mir wie eine

Fürsten vor. Noch heute sehe ich sie mit ihrem glänzend scharzen Haar, das fein geflochten in einem schweren Kranze auf dem Haupte ruhte; mit ihren großen dunklen Augen, denen wehmüthigen, fast traurige Blicke entströmten; mit den weißen Wangen und der schönen, glänzenden Stirn. An dem schlanken Halse trug sie eine feine Goldkette. Die zarten, blendend weißen Hände waren mit Ringen geschmückt. So dachte ich mir eine Fürstin! Ich beneidete den Freund um diese Mutter — eigene Gefühle erwachten in mir, wenn ich an die Pathe dachte, welche die Leute im Dorfe für meine Mutter hielten. Ich fand Alberts Zustand erklärlich, denn er hatte Aehnlichkeit mit dem meinigen.

„Es war im Herbste, als ich eine Ferienreise antrat, zu der mich der Vetter dringend aufgefordert hatte. Die Trennung von meinem Freunde konnte nur die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mir erträglich machen. Albert gab mir das Geleite bis zu dem nächsten Städtchen. Gegen Abend des zweiten Tages sah ich das Dörfchen vor mir liegen, das ich als meine Heimath zu betrachten, gewohnt war. Die Bauern, an denen ich vorüberschritt, erkannten mich nicht wieder; sie grüßten mich wie einen Fremden.

Da lag das kleine Schulhaus unter den Linden, deren gelbe Blätter der Herbstwind abschüttelte. Wie einsam, eng und gedrückt kam mir alles vor! Der Vetter saß in seinem Lehnstuhle, als ich das Stübchen betrat. Auch er schien mich nicht zu erkennen. „Martin!“ rief er endlich, nachdem er mich forschend angeblickt, und die lange Tabakspfeife entsank seiner Hand. Der Empfang war nicht so herzlich, als ich erwartet hatte, mir kam es vor, als ob dem Schulmeister der Muth fehlte, mich noch wie früher zu behandeln.

„Wo ist die Base?“ fragte ich.

„Es geht ihr nicht gut; sie liegt schon seit Wochen krank. Das arme Weib fantasirt mitunter; wundere Dich nicht, wenn Du einmal tolles Zeug hören solltest. Ich fürchte, daß Deine Base den Herbst nicht überlebt.“

„Das Leiden der Alten that mir weh. Die onst so rüstige Frau lag abgezehrt in ihrem Bette. In sichtlicher Freude streckte sie mir beide Hände entgegen. War ich damals auch noch nicht ein so großer Menschenkenner so unterschied ich dennoch, daß ihr Lächeln nicht das einer Geistesschwachen sei; in dem Wesen der Kranken lag eine wehmüthige

Freude. Ich mußte lange an ihrem Bette bleiben, denn sie wollte sich an meinem Anblicke ergötzen.

„Am nächsten Morgen brachte mich der Vetter in sein Stübchen, dessen Fenster nach dem einsamen Obstgarten hinausging. Früher hatte er mich kurz und streng behandelt, ich war ihm stets nur ein angenommenes Kind gewesen, dem man Wohlthaten ertheilt; jetzt zeigte er sich ernst und gemessen. Meine günstigen Schulzeugnisse, von denen ich mir eine ganz besondere Wirkung versprochen, las er gleichgiltig.

„Martin," begann der Vetter, „Du bist jetzt so weit gekommen, daß wir über Deine Zukunft bestimmen müssen."

„Ich habe auch schon daran gedacht, Vetter!"

„Du wirst das Gymnasium verlassen."

„Warum, Vetter?"

„Weil Du das Schullehrer-Seminar beziehen sollst."

„Vetter, Sie haben früher davon gesprochen, daß ich Theologie oder Jurisprudenz studiren solle . . ."

„Ganz recht; aber ich habe meinen Plan geändert, oder richtiger gesagt, es sind Verhältnisse

eingetreten, die mir nicht erlauben, große Summen auf Deine Ausbildung zu verwenden. Die Universitäten kosten viel Geld, und ich bin nur ein armer Schulmeister, der sich einrichten muß. Ich mache nie die Rechnung ohne den Wirth. Außerdem ist der Stand eines Schullehrers so ehrenvoll, daß sich Niemand desselben zu schämen braucht."

„Vetter!" rief ich, „ich habe keine Lust, Schulmeister zu werden. Alles, was man nicht mit Lust treibt, mißlingt."

„Kannst Du Geld schaffen?" fragte der Vetter.

„Vielleicht!"

„Woher?"

„Ich werde meine Pathe aufsuchen, die vornehme Dame, die mich früher so oft beschenkt hat."

„O," rief der Schulmeister, „das wird vergebens sein!"

„Will sie mir das Geld nicht schenken, so wird sie mir es leihen."

„Schulden machen?"

„Bin ich ein tüchtiger Jurist, so kann ich meine Schulden bezahlen."

„Gut, recht gut!" sagte der Vetter mit einem

bittern Lächeln. „Um von der Dame Geld zu leihen, mußt Du wissen wo sie sich aufhält.“

„Natürlich Vetter! Sie werden es mir sagen.“

„Ich?“

„Sie stehen ja mit ihr in Verbindung.“

„Die Zeiten sind dahin. Seit Jahren habe ich von der Dame nichts gehört, die entweder gestorben ist, oder, wenn sie noch lebt, längst nicht mehr an uns denkt. Die vornehmen Leute, sie haben ihre Launen. Denke nicht mehr an die Dame, beschäftige Dich vielmehr mit Deinem zukünftigen Stande.“

„Vetter, ich weiß daß ich Ihnen großen Dank schulde, daß Sie an mir, der ich hilflos in der Welt stehe, einen Gotteslohn verdienen, und daß ich niemals meine Schuld an Sie werde abtragen können. —“

„So zeige Dich dankbar.“

„Wie?“

„Indem Du, ohne zu überlegen, Dich meinem Willen fügst.“

„Das wird geschehen, wenn jede Aussicht verloren ist, die Mittel zu meinem Studium anzuschaffen.“

„Es ist keine Aussicht mehr vorhanden!“ versicherte der Schulmeister.

„Nennen Sie mir den Namen und den letzten Wohnort der Dame, und ich werde Nachforschungen anstellen.“

„Jetzt war der Vetter zornig.“

„Martin! Du wirst nichts von mir erfahren!“ rief er.

„Vetter! Sie sollen keine Umstände davon haben,“ warf ich ein.

„Nimmermehr! Man muß den Leuten nicht zu viel zumuthen. Soll mich die Dame für einen unverschämten Patron halten? Ich bin Schullehrer und darf meine Reputation nicht verscherzen. Doch, was spreche ich denn so viel — ich weiß nicht, wo die Dame lebt, und ihren Namen wirst Du nie von mir erfahren. Willst Du, daß ich meine Hand von Dir abziehe, so fügst Du Dich meinem Willen und läßt mich sorgen. Sehe mir Einer, welche Prätensionen der junge Herr auf dem Gymnasium sich angeeignet hat! Es fehlt Nichts, als daß der Gymnasiast sich des Schulmeisters schämt, der ihn zu dem gemacht hat, was er jetzt ist. Martin! sprich kein Wort mehr. Du wirst Schulmeister!“

„Trotz dieser Drohung gab ich die Hoffnung nicht auf, den Plan des Vetters ändern zu können. Nach meiner Ansicht war meine nächste Aufgabe die, Namen und Stand meiner Pathe zu erfahren, dann sollte ein Brief an sie abgehen. Ich wandte mich an die kranke Base und klagte ihr mein Leid, indem ich versicherte, daß ich durchaus keine Neigung habe, Schulmeister zu werden. Die Base wollte ebenfalls von meiner Pathe nichts wissen; sie ermahnte mich, den Vetter nicht böse zu machen. Mehrere Tage suchte ich nach einem Auswege, der freilich in dem Schulhause nicht zu finden war, denn der Vetter zeigte mir ein böses Gesicht und die arme Base ward immer kränker. Sonst hatte sie immer für einige Stunden das Wohnzimmer besucht; jetzt blieb Sie im Bette. Ach, und das Ende der Ferien rückte immer näher. Der Vetter hatte sich vorgenommen, die Reise nach der Stadt mitzumachen und mich persönlich dem Seminar zu übergeben. Da fiel ich auf den Gedanken das Taufregister nachzuschlagen, das in der Sakristei der Dorfkirche aufbewahrt ward. Des Schlüssels zu dem Gotteshause konnte ich mich leicht bemächtigen. Einst, als der Vetter in das Feld gegangen war, nahm ich den

Schlüssel und schlich in die Sakristei. Jahr und Tag meiner Geburt kannte ich. Das betreffende Register war bald gefunden. Da stand auch mein Name, „Martin Faber,“ daneben das schreckliche Wort „Findling.“ Als Pathen waren drei mir bekannte Bauern aus dem Dorfe angegeben. Von einer vornehmen Dame fand ich keine Spur. Der Vetter und die Base hatten mir also in Bezug darauf eine Unwahrheit gesagt. Wer war nun die Dame? Warnm hatte sie mir früher kleine Geschenke gemacht? Warnm sollte ich ihren Namen nicht erfahren? Niedergeschmettert verließ ich die Kirche. Nun wußte ich, wer ich war — ein Findling! Tausend Gedanken durchkreuzten meinen Kopf. Die Dankbarkeit gegen den Mann erwachte wieder, der sich meiner väterlich angenommen hatte, meiner, des Findlings! Ich zitterte bei dem Gedanken, daß dieser Umstand bekannt werden würde.

„Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, befand sich der Vetter in der Kirche. Ich hörte sein Orgelspiel und den Gesang der Gemeinde. Mir war, als ob der Findling froh sein müsse, wenn er durch die Hilfe guter Menschen einen Posten an der Orgel einnehmen könne. Ich hielt es für gerathen, nach

dem, was mir das Kirchenbuch gesagt, meine hochfliegenden Plane aufzugeben. Traurig saß ich in meinem Kämmerlein und packte die Bücher zusammen, denn am folgenden Morgen sollte ich mit dem Vetter zur Stadt reisen.

„Da hörte ich ein Klopfen an der leichten Wand, die meine Kammer von dem Krankenstübchen der Base schied.

„Ich eilte zu ihr; sie saß aufrecht in ihrem Bette und bat mich, näher zu treten.

„Haben Sie geklopft, Base?"

„Ja, Martin!"

„Sind Sie denn kränker geworden?"

„Zu dieser Frage veranlaßte mich das ungewöhnliche Aussehen der armen Frau, die sich nur mit Mühe aufrecht erhielt.

„Martin! ich habe mich recht gefreut über Deine guten Zeugnisse," flüsterte die Kranke.

„Ach, Base! wenn ich nur nicht Schulmeister werden sollte!"

„Es ist wahr, Du bist zu Besserem geboren. Martin!"

„Der Vetter will mich nicht studiren lassen."

„Wende Dich an Deine . . ."

„Die Kranke sank in das Kissen zurück, als ob sie von einem jähen Schlage getroffen sei. Mein Schreck läßt sich denken. So nahe dem Ziele, ward ich zurückgeschleudert. Ich rüttelte die Kranke und beschwor sie unter heißen Thränen, nur noch ein Wort auszusprechen, das mich glücklich machen müsse. Aber die Base blieb regungslos, sie sah mich mit starren Blicken an, mit den Blicken einer Sterbenden.

„Base! ist es denn wahr, das ich ein Findling bin?"

„Eine krampfhafte Bewegung mit beiden Händen war die Antwort auf diese Frage, welche die Kranke erschreckt zu haben schien. Sie wollte mir eine Mittheilung machen, aber die Sprache versagte ihr."

„Um Gottes willen, Base! sagen Sie mir, ob jene Dame meine Mutter ist?"

„Sie nickte mit dem Kopfe."

„Wie heißt sie? Wo lebt sie?"

„Ach, die gute Frau konnte nicht reden."

„Bin ich ein Findling, Base?" fuhr ich fort.

„Sie schüttelte mit dem Kopfe."

„Aber es steht doch in dem Kirchenbuche?"

„Die Base starrte mich immer noch an. Ich bestürmte sie mit Fragen — erhielt aber keine Antwort. Erst nach einiger Zeit bemerkte ich, daß sie todt war. Nun durchsuchte ich Kisten und Kasten, die in dem Stübchen standen — aber nirgends fand ich ein Papier, das mir Auskunft geben konnte. Jetzt erst ward mir klar, warum der Vetter gesagt hatte, die Base fantasire oft; er mußte wohl gefürchtet haben, daß sie mir das Geheimniß meiner Geburt mittheile, das er bewahrt zu sehen wünschte. Da saß ich nun an der Leiche, die das Geheimniß mit sich in das Grab nahm. Meiner selbst nicht mächtig, vergoß ich Thränen des Unwillens über das Geschick, das mich betroffen. Hätte die Alte doch eine Stunde früher sich veranlaßt gefühlt, mich zu sich zu rufen, ich würde gewußt haben, wo meine Mutter zu finden gewesen sei."

„Plötzlich trat der Schulmeister ein."

„Was geht hier vor?" rief er erschreckt.

„Ich deutete auf die Todte."

„Gott habe sie selig!" rief der Vetter. „Die Arme hat viel gelitten; ich gönne ihr die ewige Ruhe, die sie verdient hat!"

„Er zog mich mit sich fort aus dem Sterbezimmer. Ich wollte in das Freie gehen; der Befehl meines Pflegevaters rief mich in die Schulstube, die im Erdgeschosse lag.“

„Martin, was hast Du mit meiner sterbenden Schwester gesprochen?“

„Noch nie hatte ich den Schulmeister so kalt und ruhig, aber auch zugleich so fest gesehen. Der Tod der Schwester schien ihn wenig zu kümmern; meine Angelegenheit war ihm Alles.“

„Ich erzählte kurz was zwischen mir und der Sterbenden vorgefallen war.“

„Sie hat wieder einmal fantasirt! Ich muß wissen, wer Du bist, nicht meine Schwester, die von jeher gern geklatscht hat.“

„Die vornehme Dame ist meine Mutter!“ behauptete ich fest. „Wenn sie ihre Pflicht als solche nicht erfüllt, so muß man sie daran erinnern. Und warum stellen Sie sich zwischen mich und meine Mutter? Warum versperren Sie mir den Weg zu meinem Glücke?“

„Der Schulmeister war bleich geworden vor Zorn.“

„Wohlan,“ murmelte er, „nun will ich Dir

sagen, wer Du bist. Um Dich nicht zu kränken, habe ich von dem Dorfschmid gesprochen oder mich sonstiger Ausflüchte bedient — jetzt sollst Du die reine Wahrheit erfahren: Du bist ein Findling, meine Schwester hat Dich hinter dem Zaune aufgelesen und ich habe Dich aus christlicher Liebe und Barmherzigkeit aufgenommen. Willst Du Beweise haben, so schlage das Kirchenbuch nach. Bist Du nun zufrieden, Du stolzer Mensch, der sich des Standes seines Pflegevaters schämt? Und nun frage ich: Was soll aus Dir werden, wenn ich meine Hand von Dir zurückziehe? Ueberlege diese Fragen und bringe mir bis morgen Antwort darauf."

„Die Base ward begraben, und in dem Schulhause herrschte eine tiefe Stille, die mich fast zur Verzweiflung brachte. Der Vetter stellte sich, als ob er meine Anwesenheit gar nicht mehr bemerkte. Ich redete ihn an, bat um Verzeihung und versprach Folge zu leisten. Da ward er wieder freundlich und wir reisten zur Stadt. So ward ich Seminarist. Meinen Freund Albert sah ich nur selten, da ich in dem Seminargebäude wohnen mußte."

„Zwei Jahre waren seit dieser Zeit verflossen.

Albert war ein stattlicher Primaner geworden, und sprach schon von der Universität. Da suchte er mich eines Tages in meinem Zimmer auf."

„Martin!" sagte er, „Du bist mein einziger Freund, dem ich trauen darf. Nachdem ich Dir die Geschichte meiner Jugend erzählt habe, sollst Du auch meine Gegenwart erfahren. Ich bedarf Deiner Hilfe."

„Wozu?"

„Zu der Entführung meiner Braut."

„Albert! hast Du denn eine Braut?"

„Ein göttliches Wesen, das zu schön und gut ist für diese Welt."

„Wer ist sie denn?"

„Folge mir, Du wirst sie sehen."

„Albert! Du begehst eine Uebereilung, und wenn man entdeckt, daß ich Dir beigestanden, so wird man den Seminaristen fortjagen."

„Man wird Nichts entdecken, unsere Einrichtungen sind zu sorgfältig getroffen. Und erwächst Dir ein Nachtheil, so bin ich da, der Freund, der Dir hilft."

„Du, Albert?"

„Ich! Wisse, meine zukünftige Frau besitzt ein

Vermögen von einer Million. Leider steht sie unter der Botmäßigkeit eines filzigen Vormundes, der ihr Vermögen so lange als thunlich zu seinem Vortheile verwalten will. Das arme Mädchen wird wie eine Gefangene gehalten, darf keinen Mann sehen, keine Gesellschaft empfangen -- kurz sie soll nicht wissen, daß sie eine reiche Erbin ist. Der Vormund will eine Spitzbüberei ausüben. Sobald ich der Mann meiner Braut bin, werde ich den Burschen öffentlich angreifen. Besinne Dich nicht, Martin! Du hilfst nicht etwa ein Verbrechen begünstigen, Du förderst eine gute That. Außerdem zähle auf mich; ich werde Dich mit Summen unterstützen, deren Du bedarfst, um dem Schulmeisterleben zu entgehen, das Dir verhaßt ist."

„Diese Aussicht verscheuchte alle Bedenken."

„Der Sonntagnachmittag gehört dem Seminaristen; wir wählten ihn zur Ausführung des Planes. Albert theilte mir mit, daß er nach Dänemark reisen wolle, um sich dort trauen zu lassen. In jenem Lande nämlich sei es möglich, für hundert Thaler einen Königsbrief zu erwirken, auf Grund dessen jeder Geistliche die Trauung vollziehen müsse."

„Ich weiß es," sagte lächelnd der Justizrath.

„Doch, mein Herr! diese Geschichte interessirt Sie wohl nicht?“ fragte Martin.

„Theilen Sie mir Alles mit, was mit Ihrem Leben zusammenhängt.“

„Nun, einen Einfluß auf mich hat die Entführung wohl nicht gehabt.“

„Erzählen Sie, mein junger Freund! uns bleibt nicht viel Zeit mehr.“

Der Verfasser fügt hinzu, das Martins Erzählung nicht nur für den Justizrath, sondern auch für den Leser von Wichtigkeit ist, der Interesse an dem Schicksale unserer Hauptpersonen findet.

Martin fuhr fort:

„Ich miethete also einen Wagen, dessen Pferd ich selbst lenkte, denn einen Kutscher konnten wir nicht brauchen. Mit diesem Wagen hielt ich Mittags ein Uhr in einem Wäldchen, das mir Albert bezeichnet hatte. Es war ein heißer Sommertag; die Bäume schützten mich vor den Strahlen der Sonne, da ich erwartungsvoll neben dem Pferde stand. Ich sah nach der Uhr. Die bezeichnete Stunde war längst vorüber. Sollte Albert entdeckt sein? Mir ward recht bange. Ich wußte weder wer die Schöne,

die sich von einem Gymnasiasten entführen lassen wollte, war, noch wo sie wohnte. So viel ich mich erinnerte, lag am Saume des Wäldchens ein elegantes Landhaus mit einem schönen Parke. Dort, schloß ich, könne die reiche Erbin gefangen gehalten werden."

„Plötzlich hörte ich neben mir ein Rauschen in dem Unterholze. Gleich darauf trat Albert auf die Fahrstraße; er war allein.„

„Ah, da bist Du!" rief er.

„Wo ist Deine Braut?"

„Sie macht einen Spaziergang durch den Wald, dessen Ziel unser Wagen ist. Louise hat bereits das Landhaus ihres Tyrannen verlassen. Bereiten wir den Wagen vor."

„Ach, Louise heißt also Deine Schöne!"

„Ja."

„Ich bin neugierig auf ihren Anblick."

„Du wirst mich beneiden, Martin!" rief exaltirt Albert.

„Sobald sie Deine Frau ist."

„In wenig Tagen wird sie es sein. Kehre ich verheirathet zurück, so empfängst Du von mir zehn=

tausend Thaler; mit diesem Gelde kannst Du Jura studiren."

„Albert gab dieses Versprechen mit einer Bestimmtheit, daß ich nicht daran zweifelte. Sein jugendliches Alter erregte zwar einige Bedenken in mir, aber diese Bedenken sollten bald wieder schwinden. Noch besprachen wir den Plan, wornach ich das Brautpaar bis zur nächsten Eisenbahnstation fahren und dann in der Dämmerung den Wagen zurückbringen sollte, als plötzlich in der Biegung des Waldweges eine junge Dame erschien. Albert lief zu ihr. Es war also Louise. Ich beobachtete sie, während sie näher kam. Herr Justizrath! Louise war wirklich ein Engel, Albert hatte mir nicht zu viel gesagt."

„Meine Louise!" sagte der Primaner, indem er sie mir vorstellte. „Und dies mein einziger, wahrer Freund."

„Sie reichte mir mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit die kleine Hand und dankte für den Dienst, den ich ihr leistete. Beide bestiegen den Wagen. Ich sah, wie Louise dem Geliebten ein Taschenbuch und eine schwere Börse gab. Nun schwang ich mich auf den Bock und fuhr davon.

Der Weg führte durch blühende Kornfelder und von Zeit zu Zeit durch ein Wäldchen. Das Pferd mußte traben, so stark es konnte. Ach, ich dachte mit Schrecken daran, daß ich in das Seminar zurückkehren und mich auf einen traurigen Stand vorbereiten sollte. Wie glücklich war Albert an der Seite seiner reizenden Braut. Wir führten ein lebhaftes Gespräch und malten uns die Zukunft mit rosigen Farben aus."

„Nach drei Stunden kamen wir bei einem einsamen Wirtshause an. Hier erquickten wir uns in dem Garten, der rings von Gehölze eingeschlossen war. Albert händigte mir eine kleine Summe ein, von der ich die Reisekosten bestreiten sollte. Die Eisenbahn war noch eine halbe Stunde weit, und diese kleine Strecke wollten die Liebenden zu Fuß zurücklegen, um das Aufsehen zu vermeiden. Louise war glücklich, ihrem Gefängnisse entronnen zu sein, wie sie das Landhaus ihres Vormundes nannte. Aus dem Gespräche erfuhr ich, daß auch sie ihre Eltern nicht gekannt hatte. Wir waren demnach alle drei so ziemlich in gleicher Lage, ein Umstand, der unser Freundschaftsverhältniß inniger knüpfte. Albert versprach, sobald er getraut wäre, mit seiner

jungen Gattin zurückzukehren und Besitz von ihrem Vermögen zu ergreifen. Ich dagegen versprach, die Entführungsgeschichte geheim zu halten, selbst wenn man mich befragen sollte."

„Wir trennten uns. Ich fuhr nach der Stadt zurück, die ich mit dem Einbruche des Abends erreichte. Um neun Uhr befand ich mich in meinem Zimmer des Seminargebäudes. Der größte Theil meiner Mitschüler kehrte gegen zehn Uhr von einer Landpartie zurück. Niemand ahnte, daß ich dem Freunde bei der Entführung der Braut behilflich gewesen. Aber mir ward doch recht bange, wenn ich daran dachte, daß man am folgenden Tage die Entflohenen vermissen und Nachforschungen anstellen lassen werde.

„Eine Woche verfloß. Denken Sie sich mein Erstaunen: von der Flucht, die nach meiner Meinung Aufsehen machen mußte, war nirgends die Rede. Nun, dachte ich, wenn Albert zurückkehrt, wird man schon sprechen. Aber auch Albert kehrte nicht zurück. Meine Neugierde ward rege. Ich ging in die Wohnung des Doktors Bernhard und fragte nach Albert, als ob ich ihm einen Besuch abstatten

wollte. Die Mutter, die schöne Russin, empfing mich freundlich."

„Sie suchen meinen Sohn?" fragte sie.

„Ja, Madame!"

„Wissen Sie denn nicht, daß er schon seit Wochen vereist ist?"

„Nein."

„Ich mochte wohl bei dieser Lüge ein wenig erröthen, denn die Dame sah mich forschend an. Trotzdem beschloß ich, daß Geheimniß des Freundes nicht zu verrathen."

„Sie sind verlegen," begann die Doktorin nach einer Pause. „Ist Ihnen die Entfernung Alberts unangenehm?"

„Ich bedauere, daß der Freund nicht Abschied von mir genommen hat."

„Schreiben Sie ihm und machen Sie ihm heftige Vorwürfe, die er verdient. Den Brief geben Sie mir zur Besorgung. Morgen Mittag wird er abgehen."

„Die stolze Dame verließ mich. Sollte das nicht eine fein angelegte Schlinge sein, um mich zu fangen? Oder sollte die Mutter um die Flucht, die ich begünstigte, wissen? Das letztere nahm ich für

wahrscheinlich an, denn andernfalls konnte sie nicht so ruhig sein. Um aber ganz sicher zu gehen, richtete ich meinen Brief so ein, daß Niemand meine Mitwirkung bei der Flucht ahnen konnte. Die Frau Doktorin empfing den Brief, versprach ihn zu befördern, und entließ mich freundlich wie das erste Mal.“

„Aber auch von Seiten des Vormundes ward Nichts unternommen. Dieser konnte doch unmöglich mit der Entführung seiner Mündel zufrieden sein. Eines Sonntags unternahm ich einen Spaziergang nach dem Landhause. Ich kam bei dem Gitter an, das den Park umschließt. Die Thüre war offen. Noch stand ich überlegend, ob ich eintreten sollte oder nicht, als ich plötzlich das Bellen eines Hundes hörte. Ich wandte mich und sah eine Dame aus dem Walde kommen, der ein großer schwarzer Hund voransprang. Die Dame war — Louise! Ich erkannte sie auf den ersten Blick, trotzdem sie heute eine andere Toilette gemacht hatte.“

Der Justizrath lächelte. indem er fragte:

„Sie haben also Louisen wieder gesehen?“

„Ja!“

„Und war sie mit Ihrem Freunde verheirathet?“ fragte er ruhig weiter.

„Der Zusammenhang dieser seltsamen Angelegenheit ist mir bis jetzt nicht klar geworden.“

„Was unternahmen Sie denn, um Gewißheit zu erlangen?“

„Ich grüßte die Dame und nannte sie bei ihrem Namen. Sie sah mich erstaunt an. Dann wollte sie sich entfernen, ohne auf meinen Gruß zu danken. Schon war sie in der Thüre des Eisengitters, als sie sich plötzlich zurückwandte und fragte: „Wer sind Sie, mein Herr?“ — „Ich bin ja der Freund Ihres Alberts!“ Nun brach sie in ein lautes Lachen aus, das der Hund mit Bellen begleitete. Sie beschwichtigte das Thier. „Mein Herr!“ sagte sie, „ich bin nicht jene Louise, die Sie kennen, kann mithin nicht die Freundin Ihres Alberts sein.“ Bei diesen Worten schloß sie die Thüre. Die Stäbe des Gitters trennten uns. Da stand sie und sah mich mit einem höhnenden Lächeln an. Und wenn die ganze Welt behauptet, sie sei nicht Alberts Braut gewesen, ich bliebe dabei: jene Louise war dieselbe, die ich in dem Miethswagen entführt habe. Ich konnte es nicht unterlassen, ihr Vor-

würfe zu machen und sie eine treulose Braut zu nennen."

„Sie sind sehr kühn!" rief sie. „Ihr Scherz ist nicht am rechten Orte."

„Geben Sie mir wenigstens Auskunft über meinen Freund!" bat ich.

„Ich kenne Ihren Freund nicht."

„Denken Sie an die Reise zur Eisenbahn . . ."

„Sie sind ein Narr!" rief sie lachend. „Wenn Sie nicht schweigen und sich entfernen, wird man Sie in eine Irrenanstalt bringen, um Ihr krankes Gehirn zu heilen."

„Louise rief ihren Hund und hüpfte durch die Wege des Parks. Ein Herr kam ihr entgegen, dem sie, wie es mir schien, die Szene erzählte. Ich hielt es für rathsam, die Flucht zu ergreifen, denn der Herr machte eine sehr bezeichnende Bewegung. Was ferner in dem Parke vorgegangen, kann ich nicht sagen, da ich durch das Dickicht lief und bald die Stadt erreichte. Ich nahm an, daß man die Flüchtlinge eingeholt und sie getrennt hatte. Albert befand sich ohne Zweifel unter der Obhut seiner Mutter, um ihm die Wiederholung des tollen Streiches unmöglich zu machen. Louisens Betragen suchte ich

mir durch die Annahme zu erklären: sie wolle mir keine Unannehmlichkeiten bereiten."

„Mein junger Freund!" fragte der Justizrath, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, „Sie blieben also dabei, daß die Braut Alberts und die Dame am Gitter des Parks eine und dieselbe Person seien?"

„Ich bin fest davon überzeugt!" versicherte Martin.

Der Justizrath holte ein 'Daguereotyp aus seiner Tasche, dasselbe, das ihm seine reizende Reisegefährtin geschenkt hatte.

„Wer ist diese Dame?" fragte er, das Bild dem Schulamtskandidaten zeigend.

„Louise!" fragte der erstaunte Martin.

„Irren Sie auch nicht?"

„Nein, nein!"

„Betrachten Sie die Züge genau."

„So lächelte sie mir durch die Stäbe des Gitters entgegen! Als sie mit Albert die Reise antrat, war sie ruhiger, ich möchte sagen sentimental. — Das, ist Louise!" versicherte Martin. „Ihr schlanker Hals ihr kleiner Mund, ihr großes Auge, ihre schöne Nase, die offene Stirn und das volle Haar — Herr

Justizrath von einem Irrthume kann gar nicht die Rede sein. Aber wie kommen Sie zu diesem Porträt?"

„Sie werden es später erfahren. Noch heute sollen Sie Louise in Person sehen."

„Heute?"

„Ja."

„Und wo?"

„Hier im Schlosse."

„Mein Gott! wenn es nur nicht zu unangenehmen Erörterungen kommt!"

„Ich hafte dafür, daß Ihnen kein Nachtheil erwächst. Dadurch, daß Sie diese Louise rekognosziren, leisten Sie Ihrem Freunde Albert einen wichtigen Dienst."

„Kennen Sie den Aufenthalt meines Freundes?"

„Sie werden ihn mir ermitteln helfen. Nun vollenden Sie kurz Ihre Erzählung, damit ich Ihre Vergangenheit kennen lerne. Wie sind Sie in die hiesige Gegend gekommen?"

„Denselben Herbst zeigte mir mein Pflegevater an, daß ihm die Regierung eine einträglichere Stelle angewiesen habe, daß ich nach zurückgelegtem Lehrkursus mein Examen machen und ihn in seinem

neuen Wirkungskreise aufsuchen möge. Auch der Doktor Bernhard verließ mit seiner schönen Gattin die Stadt, um die Stelle eines Gymnasial-Direktors anzutreten. Ich studirte fleißig und kümmerte mich weiter nicht um die Entführungsgeschichte, von der im großen Publikum kein Wort verlautete. Ich bestand glücklich das Examen, suchte meinen Pflegevater auf und ward, da ihn die Gicht arg plagte, sein Adjunkt mit der Aussicht, einst sein Nachfolger in dem einträglichen Amte zu werden. Wenn mir von jeher die Neigung zu dem Berufe fehlte, den ich aus gebieterischen Rücksichten wählte, so wäre er mir jetzt zur unerträglichen Last geworden, da ich auch die Launen des kranken und geizigen Vetters zu tragen habe. Die Liebe zu Lisetten gibt mir Ausdauer und Muth. Als ich Ihre Aufforderung in den Zeitungen las, begriff ich sofort, daß sie mir galt; aber ich ließ sie unberücksichtigt, weil ich eine Trennung von Lisetten fürchtete, weil ich ihr das Versprechen gegeben, sie, wenn ich fest angestellt wäre, heimzuführen, und weil endlich Lisette nur glücklich sein kann, wenn sie die Frau eines schlichten Landschulmeisters ist. Wenn jene Dame, von der ich Ihnen erzähle, nun wirklich meine Mutter ist,

wird sie die Einwilligung zur Heirath mit Lisetten geben? Kann sie nicht einen andern Plan entworfen haben? Daher kam es, daß ich in meiner Stellung verbleiben wollte."

„Können Sie mir nützen, ohne mich von meiner Braut zu trennen, so füge ich mich; haben Sie aber einen Plan, der mich zwingt, das meiner Braut gegebene Versprechen zu brechen, so bitte ich Sie, von mir abzusehen. Lisette ist mir lieber als die Mutter, die mich von Kindheit an fremden Leuten überlassen hat. Ich ziehe es in diesem Falle vor, der Findling zu bleiben, den man hinter dem Zaune gefunden, als in glänzenden Verhältnissen zu leben."

Der Justizrath verließ seinen Platz.

„Sie sind Der, den ich suche," sagte er.

„Und jene vornehme Dame?"

„Sie werden später von mir hören. Für jetzt nehmen Sie die Versicherung, daß Sie frei über Ihr Herz und über Ihre Hand verfügen können. Ihrer Liebe droht keine Gefahr. Ehe ich abreise, werde ich einen Besuch in dem Hause Ihres Vetters abstatten. Verschweigen Sie ihm, daß wir uns hier gesprochen haben. Der Mann meint es nicht gut mit Ihnen. Es sind ihm nahmhafte Summen zu=

geflossen, die er Ihnen verheimlicht hat. Ihre Mutter ist nicht so lieblos gewesen, als Sie glauben. Wünschen Sie sich Glück, mein Freund! daß es zu diesen Erklärungen gekommen ist."

In diesem Augenblicke ward die Thüre geöffnet.

Der Baron Emil und Josefine traten Arm in Arm ein.

„Louise!" flüsterte Martin dem Justizrathe zu.

„Ich dachte es mir!" flüsterte dieser zurück.

„Stören wir?" fragte Emil.

„Nein, Herr Baron!"

„Sie haben Geschäfte mit dem Schulmeister..."

„Einige topografische Notizen . . ."

„Die aufzunehmen wohl kaum in Ihrem Interesse liegt, Herr Justizrath!" rief Josefine lachend.

„Warum?"

„Mein George Brown hat das Gut Elsborn gekauft."

„Sie, Herr Baron?"

Emil verneigte sich und antwortete:

„Ich, der Vertreter dieser Dame."

„So habe ich nur noch mit dem Herrn Baron Andreas von Sydow zu thun."

„Ganz recht.“

„Ist der Kauf bereits abgeschlossen?“ fragte der Justizrath, der sich einer heftigen Erregung nicht erwehren konnte.

„Beregen wir unsere Privatangelegenheiten nicht!“ rief Josefine mit einer Munterkeit die an Ausgelassenheit grenzte. „Der Herr Justizrath mag uns seine Wechsel präsentiren.“

„Verzeihung, ich stehe hier als ein Rechtsanwalt, der für die ihm anvertrauten Papiere verantwortlich ist. Die Summen, um die es sich handelt, sind zu groß — wir können das Geschäft vor dem Gericht abschließen.“

„Mein Gott, wie weitschweifig ist der Herr Rechtsanwalt! Gericht und immer Gericht! Man traut uns nicht,“ sagte Josefine zu dem Baron gewendet. „Wir sind von einem besseren Geiste beseelt, mein Herr! wir glauben Ihnen, daß Ihre Wechsel die richtigen sind und nehmen keinen Anstand, sie einzulösen.“

„Nennen Sie uns die Totalsumme,“ sagte der Baron Emil.

Der Justizrath nannte die Summe. Emil überreichte ihm ein Taschenbuch.

„Prüfen Sie, es sind gute Staatspapiere.“

„Ganz recht,“ antwortete der Rechtsanwalt, der die Papiere geprüft hatte. „Prüfen Sie auch Ihrerseits nun die Wechsel. Hier sind sie.“

Das Geschäft war geordnet, wenn auch für den Justizrath nicht in der gewünschten Weise. Er wollte sich entfernen. Man lud ihn zu Tische ein.

„Sind Sie uns böse?“ fragte Josefine. „Wir haben Ihre Wechsel eingelöst — was wollen Sie mehr? Bleiben Sie, wir werden die Reise nach Köln gemeinschaftlich machen. Ich habe Ihnen noch Manches zu sagen, mein Herr! — ja, ja, ich bedarf eines Rechtsanwaltes in einer schwierigen verwickelten, Sache. Wollen Sie mir dienen?“

„Einer so liebenswürdigen Klientin . . .“

„So bleiben Sie, mein Herr! und führen Sie mich zu Tische.“

Die Gesellschaft stieg die Treppe hinab und ging in den Saal, wo die Tafel gedeckt war. Andreas von Sydow stand an dem Fenster. Beide Hände auf die Brüstung gestützt.

„Hier, Bruder! sind Deine Wechsel,“ rief Emil.

„Bezahlt?“ stammelte der Alte.

„Natürlich!“

„Und ich hätte nun keine Gläubiger mehr, die mich drängen?“

„Du hast eine Gläubigerin, eine reizende, liebenswürdige Dame, die Dich bittet, frei über Dein Gut zu schalten und zu walten. Die Männer habe ich abgeschüttelt, sie werden Dich nicht mehr plagen.“

Andreas hatte erstaunt die Wechsel betrachtet.

„Auch der Oberst!“ rief er entrüstet aus.

„Der Oberst ist ein Wucherer!“ meinte Emil. „Sprich nicht mehr von ihm, er mag seinem tyrannischen Götzen, dem Mammon, leben.“

„Vernichte diese Papiere, vernichte sie!“ stammelte entsetzt Andreas, als er den Wechsel gesehen, den er dem Juden Pik ausgestellt hatte. „Lisette! Lisette!“

Das junge Mädchen erschien.

„Was befehlen Sie, Herr Baron?“

„Bringe mir Wasser.“

„Wozu?“

„Ich will mir die Hände waschen! Siehst Du denn den Schmutz nicht? Er klebt und brennt wie

glühendes Pech — bringe Wasser, daß ich mich reinige und abkühle."

Man brachte den Alten in ein Nebenzimmer, wo er sich in ängstlicher Hast die Hände wusch. Der Justizrath, der das nächtliche Beginnen des alten Barons im Garten gesehen, beobachtete scharf die Aeußerungen seiner Gemüthsverfassung.

Hier waltet ein Geheimniß ob, dessen Ergründung für ihn, den Advokaten, von Vortheil sein konnte. Er beschloß seine Abreise zu verschieben. Die Spekulation mit dem Gutskaufe war fehlgeschlagen; jetzt verfolgte er eine andere. Der alte Baron erschien wieder in dem Saale. Sein Gesicht war bleifarben, seine Augen lagen, unheimlich glühend, tief in ihren Höhlen. Die schmalen Lippen bedeckte eine bläuliche Farbe.

„Es wird vorübergehen," flüsterte Emil dem Justizrath zu; „die plötzliche Veränderung seiner gedrückten Lage hat ihn angegriffen. Er leidet an der Kopfgicht."

Josefine war plötzlich sehr ernst geworden; sie betrachtete den Kranken theilnehmend, der sich bemühete, freundlich zu erscheinen.

„Brüder! fasse Dich,“ flüsterte ihm Emil zu. „Dein Gut ist jetzt schuldenfrei.“

„Mein Gut! Ja, ja, mein Gut ist schuldenfrei!“

Dann murmelte er einige unverständliche Worte.

„Zu Tische!“ rief Emil, der die Unterhaltung zu beleben suchte.

Man kam der Aufforderung nach. Der alte Baron saß zwischen seinem Bruder und Josefinen. Der Justizrath saß neben dem Verwalter Brock. Man sprach von dem Stande der Saaten und stellte eine gute Ernte in Aussicht. Der Gutsherr sah traurig vor sich nieder; er berührte kaum die Speisen.

„Wo sind die Wechsel?“ fragte er plötzlich.

„Vernichtet,“ antwortete Emil.

„Gut, recht gut. Und Elsborn gehört mir?“

„Keinem Andern.“

Emil winkte Josefinen zu.

„Der Herr Baron,“ sagte sie sehr artig, „wird es doch nicht verschmähen, mein Schuldner zu sein?“

„O, Sie sind eine Dame!“

„Die nicht auf Spekulation ausgeht. Ich leihe

Ihnen das Geld ohne Zinsen und ohne Schulddokument.“

„Aber Sie sind doch gekommen, um mein Gut zu kaufen . . .“

„Ich habe meinen Plan geändert.“

„Zu Deinem Vortheile, Bruder!“

„Ich wollte einen Juden und einen Juristen aus dem Felde schlagen. Das ist ein Sieg, auf den ich stolz bin.“

„Sie vergessen, Fräulein! daß ich die Interessen meiner Klienten vertrete,“ sagte in kalter Artigkeit der Justizrath. „Die Wechsel sind bezahlt, und mir bleibt nichts mehr zu thun übrig. Es sei denn, daß Sie mich mit einem Auftrage beehren.“

„Das kann wohl geschehen.“

„Ich stehe gern zu Diensten.“

„Wir reisen gemeinschaftlich nach Köln zurück. Dort werden Sie mir Gelegenheit verschaffen, meine Doppelgängerin zu sehen. Wie heißt sie doch?“

„Madame Seltenau.“

„Kennen Sie auch den Vornamen der Dame?“

„Louise.“

„Eine Doppelgängerin?“ fragte Emil.

„Wenden Sie sich an den Herrn Justizrath —

er wird Ihnen sagen, daß ihn meine Aehnlichkeit mit Madame Louise Seltenau arg getäuscht hat. Er hielt mich für verheirathet, für die Mutter eines zarten Kindes — es ist kostbar!"

Der Justizrath versicherte, daß er in diesem Augenblicke noch sich geneigt fühle, Fräulein Josefine für Louise Seltenau zu halten.

„Legitimiren Sie sich doch," sagte Emil.

„Ich habe gezahlt, und Geld ist die beste Legitimation."

„Wohl wahr, mein Fräulein! aber wäre es auch nur, um zu bestätigen, daß es zwei so liebenswürdige Damen auf der Erde gibt . . ."

„George Brown, ich darf die Rolle der unbekannten Dame noch nicht aufgeben. Lasse ich den Schleier fallen, der mich einhüllt, so verscheuche ich den guten Geist, der über uns wacht."

Lisette erschien wieder; sie setzte eine neue Schüssel auf den Tisch. Josefine brachte ihr goldenes Lorgnet an die Augen und betrachtete das junge Mädchen.

„Ein reizendes Kind!" flüsterte sie ihrem Nachbar zu.

„Die Pflegetochter meines Bruder."

„Und so bäuerisch gekleidet? Hüllen Sie die schönen Formen in Seide . . .“

„Lisette! Lisette! rief der alte Baron mit schneidender Stimme.

„Hier bin ich.“

„Führe mich fort, in den Garten! das Zimmer wird mir zu enge — die Luft bedrückt meine Brust! Bringe den Spaten — ich will arbeiten — Du bleibst an meiner Seite — der Garten muß bestell werden. Es ist Frühling — die Luft geht warm — Lisette! bleibe bei mir!“

Auf den Arm des jungen Mädchens gestützt, schwankte er aus dem Saale.

„Das ist seine Manier,“ sagte Emil. „Wenn er eine Stunde tüchtig gegraben hat, wird er schlafen und dann andern Sinnes sein.“

Man hob die Tafel auf. Die Gäste zerstreuten sich. Josefine machte mit dem Baron Emil einen Spazieritt, der Justizrath suchte sein Zimmer auf. Aus dem Fenster desselben sah er den alten Baron, der fleißig den Spaten handhabte und die Erde vor der Eremitage aufwarf. Der arme Mann, dessen Verstand gelitten, wollte sich überzeugen, daß in der Vertiefung kein Zeichen seines Verbrechens mehr zu

finden sei. Oft ließ er vor Ermüdung den Spaten sinken; dann setzte er sich auf den Rand der Grube, faltete die zitternden Hände und begann zu beten. Lisette stand neben ihm; sie hielt die Schürze vor die Augen und weinte.

„Ich muß klar sehen," dachte der Justizrath „Wenn der Verstand des Barons gelitten hat, so muß ein Grund dazu vorhanden sein, und dieser Grund ist in dem saltsamen Gebahren zu suchen. Sollte jene Stelle der Schauplatz eines Verbrechens sein? Was trug der Mann Nachts in den Fluß? Warum war ihm der Gedanke, daß Gut zu verkaufen, ein Entsetzen? Warum zitterte er bei dem Anblicke des Wechsels, den er dem Juden ausgestellt? Der Jude soll, nach den eingezogenen Berichten, in dem Brande der Kornscheune verunglückt sein — aufgepaßt, noch gebe ich die Spekulation nicht verloren! Der Baron muß aus Furcht sich seines Gutes entäußern."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Justizrath verließ Elsborn und schlug den Weg nach dem benachbarten Dorfe ein, den er sich von einem Landmanne hatte bezeichnen lassen. Nach einer halben Stunde kam er über die Steinbrücke, welche die Ufer eines reißenden Flußes verband. In kurzer Entfernung vor ihm lag das Dorf, dessen zahlreiche Häuser Wohlstand verriethen. An der Spitze des Dorfes, an einem sanften Hügelabhange, zeigte sich die Kirche mit ihrem stumpfen Thurme, der kürzlich erst ein neues Gewand erhalten haben mußte, denn er schimmerte weiß durch eine Gruppe hoher Bäume. In der Nähe der Kirche mußte der Schulmeister wohnen. Der Justizrath gab sich das Ansehen eines müßigen Spaziergängers und schritt langsam zwischen den Hecken hin.

Plötzlich stand er an dem Gitter des Friedhofes. Er schritt den schmalen Weg zwischen den Gräbern

hin, von denen einige mit Kreuzen und Flittergold geschmückt waren. In der Nähe der Kirche arbeitete der Todtengräber an einem frischen Grabe. An diesen wandte sich der Justizrath.

„Wo ist das Schulhaus, mein Freund?“

Der Mann, der tief in der Grube stand, sah zu dem Fragenden empor.

„Das Schulhaus?“ fragte er, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Ja.“

„Gehen Sie dort aus dem Gitter, und es liegt vor Ihnen.“

„Wie heißt Euer Schulmeister?“

„Gottfried Klär, Herr!“

„Ob ich ihn zu Hause treffe?“

„Gewiß; der Alte kann ja kaum noch gehen. Er ist nicht todt, nicht lebendig — ich möchte nicht in seiner Haut stecken. Ihm wäre besser, wenn er statt des braven Mannes den wir morgen begraben, in die Erde gebettet würde. Ich pflege sonst nicht viel zu denken, wenn ich ein Grab mache; aber der brave Siebel will mir nicht aus dem Sinne.“

„Ist er denn so plötzlich gestorben?“

Der Todtengräber stützte sich auf seinen Spaten.

„Ja, Herr!“ sagte er, „das ist eine seltsame Geschichte. Siebel hatte ein kleines Gut und zwei Pferde, war fleißig und wirthschaftlich und hatte sich ein Sümmchen gespart. Da packt ihn der Teufel, und er kauft Aktien, oder wie sie das Zeug nennen. Da drüben der Schulmeister trägt die Schuld davon, das ist so ein Nimmersatt, der ewig spekulirt. Ich möchte nur wissen, was der Mensch mit dem vielen Gelde will. Na, meinetwegen — aber der arme Siebel ist schlecht weggekommen. Er kauft also Aktien in der Stadt, und vor acht Tagen erfährt er, daß er sein Geld weggeworfen hat. Auch der Schulmeister ist um eine hübsche Summe gekommen. Der freilich kann's verschmerzen. Siebel aber setzt sich die Geschichte in den Kopf, wird verrückt und stürzt sich von der Brücke in den Fluß. Gestern haben sie ihn aufgefischt. Unsere Gemeinde ist um einen braven Mann ärmer geworden.“

„Das ist traurig!“

„Der König sollte die Spitzbuben in der Stadt alle aufhängen lassen. Es gibt noch mehr Bauern, die verloren haben, aber sie sagen's nur nicht. Da sparen die Leute, scharren zusammen, kaufen Papiere, die viel eintragen sollen, und auf einmal sind sie betrogen.“

Der Justizrath schenkte dem Manne ein Geldstück und entfernte sich.

„Es ist auf dem Lande wie in der Stadt," dachte er; „die Menschen wollen erwerben, ohne zu arbeiten. Auch hier fordert die Börse ihre Opfer. Wie wird das Leben in zwanzig Jahren aussehen, wenn die Spekulationssucht so fortschreitet!"

Er trat aus dem Gitter des Friedhofs. Vor ihm lag ein freundliches Haus unter Bäumen versteckt. Indem er an den Fenstern desselben vorüberging, hörte er das laute Schreien eines Knaben und die knallenden Schläge eines Stocks. Gleich darauf hörte er Martin mit starker Stimme rufen:

„Merke Dir das siebente Gebot — Du sollst nicht stehlen! Jetzt nimmst Du ein Taschenmesser; später Geld und Geldeswerth."

„Der Mann hat Recht!" dachte der Justizrath.

Die Hausthüre stand offen. Eine alte Bäuerin empfing den Eintretenden.

„Was wollen Sie?" fragte sie keck.

„Den Schulmeister Klär sprechen."

„Der Herr ist krank."

„Führen Sie mich nur zu ihm."

„Was wollen Sie denn? Haben Sie Lotterie-

lose oder Aktien zu verkaufen? Mein Herr macht keine Geschäfte mehr; er hat nicht Lust, sein bischen Geld zu verlieren. Lachen Sie nicht — ich kenne die Leute schon, die mit Papieren handeln."

Die Alte, die wahrscheinlich aus eigennützigen Absichten Agenten von ihrem Herrn fern hielt, würde ihrem Grolle noch ferner Luft gemacht haben, wenn der Justizrath sie nicht beruhigt hätte.

„Ich bin kein Agent," sagte er; „ich komme in dienstlichen Angelegenheiten."

„Soll Herr Martin angestellt werden?" fragte freundlich die Alte.

Man sieht, wie vertraut sie mit den Angelegenheiten des Schulmeisters war.

„Vielleicht."

„Warum denn vielleicht? Herr Martin ist ein grundgelehrter Mann."

„Es kommt Alles auf die Unterredung mit dem alten Herrn an."

„So will ich Sie zu ihm führen. Aber gehen Sie behutsam mit ihm um; er ist heute kränker als gewöhnlich."

Der Justizrath versprach es. Die Alte ver=

schwand auf einige Augenblicke. Als sie zurückkehrte, sagte sie leise: „Herr Klär erwartet Sie!“

Der Schulmeister saß in einem großen Lehnstuhle neben dem Fenster. Der Mann bot eine seltsame, das Mitleid herausfordernde Erscheinung. Er war klein und ziemlich wohlbeleibt. Eine Art Schäferpelz hüllte ihn ein. Die Füße stacken in Pelzstiefeln, die weit bis über das Knie reichten. Sein Kopf war mit einer Fülle krausen Haares bedeckt, das stark ins Graue spielte. In seinem vollen, braunen Gesichte glüheten große, dunkle Augen, unter denen die runzliche Haut kleine Säckchen von bläulicher Farbe bildete. Die Nase war ungewöhnlich breit. Auf den aufgeworfenen, ins bläuliche spielenden Lippen zeigten sich kleine weiße Bläschen. Der weißgraue Bart gab dem rundrn Gesichte ein schmutziges Ansehen.

Bei dem Eintritte des Fremden saß dieser Lehrer des Volks, die großen Hände auf die Lehnen gestützt, halb aufgerichtet in dem Stuhle. Ein leises, kaum merkliches Zittern durchzog seinen ganzen Körper. Das Auge, das von starken und buschigen Braunen überschattet war, haftete fest auf dem Justizrathe. Es ließ sich nicht verkennen, daß die robuste Natur

dieses Mannes lange mit den Leiden der Krankheit gekämpft hatte.

Der Justizrath grüßte mit vornehmer Nachlässigkeit. Dann fragte er:

„Herr Klär?"

Eine tiefe Baßstimme antwortete:

„Zu dienen, ich bin Klär, der kranke Schulmeister. Sie müssen Nachsicht mit mir haben, lieber Herr — ich kann nicht aufstehen. Das alte Uebel macht mir gerade jetzt entsetzlich viel zu schaffen."

Sein Gesicht verrieth, daß die kleine Bewegung des Erhebens ihm heftige Schmerzen bereitete.

„Verbleiben Sie in Ihrer Ruhe, Herr Klär! wir können ohne Aufregung verhandeln. Mein Geschäft, das mich zu Ihnen führt, ist friedlicher Natur. Ich bin der Justizrath Ernst aus Köln."

Der Schulmeister unterdrückte einen leichten Schreck. Dann aber lächelte er, als ob er sagen wollte: ich kenne Sie nicht.

„Sie haben mich nie gesehen, aber vielleicht haben Sie von mir gehört."

„Nein, nein, ich erinnere mich nicht. Mein Leben verfließt wie ein Waldbach in der Einsamkeit, ich komme mit der Welt so wenig in Berührung ..."

„Gleichviel; Ihre Zurückgezogenheit thut nichts zur Sache, da ich nicht von der Gegenwart, sondern von der Vergangenheit mit Ihnen zu sprechen habe.“

„Du lieber Gott, die heftigen Schmerzen haben mein Gedächtniß abgestumpft — ich vermag kaum einige Jahre zurückzudenken. Was darüber hinausliegt, sind mir bekannte Dinge.“

„Ah,“ dachte der Jurist, „ich habe mit einem schlauen Patron zu thun; er stellt sich im Voraus sicher. Herr Klär!“ sagte er laut, und indem er sich auf einem Stuhle dem Kranken gegenüber niederließ, „ich werde mir erlauben, Ihrem schwachen Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen.“

„Meine Wirthschafterin sprach von geschäftlichen Angelegenheiten, meinte der Schulmeister, in einem Tone, der seinen Unwillen verrieth.

„Ganz recht, ich berege auch nur solche Angelegenheiten.“

Der Schulmeister nahm seine lange Pfeife, zündete ein Schwefelholz an und begann zu rauchen, als ob er durch die Beibehaltung seiner Gewohnheiten eine ruhige Indifferenz an den Tag legen wollte. Dem beobachtenden Juristen entging es indeß nicht, daß der Kranke sehr erregt war.

„Herr Klär! wir sind doch ungestört?“

„Ja, mein Herr! Mein Adjunkt ist in der Schule —aber ich bitte Sie, leise zu sprechen, damit die Haushälterin, die neben ihren Tugenden auch das Laster der Neugierde besitzt, Nichts höre.“

„Sie waren nicht immer Lehrer in diesem Dorfe?“

„Nein. Ich hatte früher eine kleine, wenig einträgliche Stelle in dem Dorfe Roda.“

„Wo Sie mit Ihrer Schwester lebten, die nun verstorben ist?“

„Meine Schwester — Gott habe sie selig! Aber ich wollte, sie lebte noch.“

„Haben Sie keine Familie?“

„Ich stehe allein in der Welt. Doch wozu diese Fragen, mein Herr?“

„Sie haben Recht, diese Fragen sind überflüssig. Als Sie in Roda Schulmeister waren, erzogen Sie einen Knaben, der als Findling in das Kirchenbuch eingetragen ist.“

„Auch das ist wahr. Warum soll ich leugnen, daß ich ein gottgefälliges Werk gethan? Meine Schwester fand in der Laube einen Korb und in diesem Korbe einen Knaben. Wir nahmen uns des

verlassenen Wesens an und erzogen es in dem Christenthume."

„Haben Sie nie etwas über die Herkunft des Findlings erfahren?"

„Nie!" versicherte der Alte.

„Aber eine Dame, die von Zeit zu Zeit in das Dorf kam, beschenkte den Knaben."

„Das ist wohl möglich! der hübsche Martin fiel in die Augen. Wer ihn sah, hatte seine Freude an ihm. Warum soll eine Dame nicht ein Kind beschenken, von dem sie erfahren, daß es ein Findling ist? Meine verstorbene Schwester — Gott habe sie selig! — plauderte gern und da mag sie sich denn auch wohl mit ihrer Wohlthätigkeit gebrüstet haben. Das war nicht Recht, denn der arme Junge sollte in dem Glauben erhalten werden, daß er mein Verwandter sei."

„Ich komme auf die Dame zurück," unterbrach ihn der Justizrath.

„Ich habe die Dame nie gesehen!" rief der Schulmeister, dessen Kopf von einer dichten Dampfwolke eingehüllt ward.

„Diese Dame," fuhr der Justizrath ruhig fort,

„behauptet nämlich, daß Martin ihr Sohn sei, und daß Sie um dieses Geheimniß wissen.“

„Ich? Ich soll darum wissen? O mein Kopf, mein armer Kopf! Lebte doch meine Schwester noch! Sie hatte ein gutes Gedächtniß — ich erinnere mich kaum noch, wie sie ausgesehen hat. Fragen Sie mich nicht, ich kann nicht antworten. Der Schmerz zerreißt mir den Schädel — mir wird es grau vor den Augen. Und wozu das Alles, wozu?“

Der Schulmeister stand auf, hinkte, während sich sein Gesicht zu einer Fratze verzog, durch das Zimmer nach dem Fenster, kam zurück und warf sich stöhnend in den Stuhl, der unter seiner Last laut erseufzte. Dann nahm er die Pfeife wieder und begann zu rauchen. Auf seiner hohen Stirn erschienen dicke Schweißtropfen.

„Erregen Sie sich nicht, Herr Klär!“ sagte beruhigend der Justizrath. „Es ist nicht meine Absicht, Ihr Verdienst um den Knaben schmälern zu wollen; aber die Familie will sein Schicksal festgestellt wissen. Die Dame ist glücklich verheirathet, und es wäre ein harter Schlag für sie, wenn ihre Jugendverirrung dem Manne bekannt würde, der an die Tugend seiner Frau glaubt wie an das Evangelium. Sie be-

greifen wohl, daß ich mit strenger Diskretion verfahren muß. Ihr Schweigen ehre ich; es verräth denn Mann, der sein Versprechen hält, und Sie haben versprochen, die Abkunft des Kindes als ein tiefes Geheimniß zu bewahren. Sie soll es bleiben, muß es selbst bleiben. Und darum habe ich die Reise zu Ihnen unternommen."

Gottfried Klär hatte diese Nachricht in großer Spannung vernommen; er starrte den Ueberbringer derselben mit weit aufgerissenen Augen an. Seine Schmerzen schienen verschwunden zu sein.

„Also die Dame ist verheirathet!" murmelte er.

„Ja!"

„Das habe ich nicht gewußt."

„Sie sendet mich, um mit Ihnen gewisse Vorkehrungen zu treffen . . ."

„So hat sich Ihnen die Dame anvertraut?"

„Natürlich. Wenn ich als Rechtsanwalt handeln soll, muß ich das Sachverhältniß kennen."

„An wen ist die Dame verheirathet?" fragte geheimnißvoll der Schulmeister.

„Verzeihung, ich darf die Grenzen nicht überschreiten, die mir gesteckt sind."

„Aber ich muß doch wissen . . ."

„Aus dem, was ich Ihnen mitgetheilt, geht klar hervor, daß die Mutter des Kindes mich instruirt hat. Sie will unerkannt bleiben aus Rücksicht auf ihren Mann."

„Das läßt sich hören. Da ich übrigens meine Zuverlässigkeit bewährt habe, begreife ich nicht, warum man Anstand nimmt . . ."

„Ich wiederhole Ihnen, daß gebieterische Rücksichten meine Verschwiegenheit fordern. Von einem Mißtrauen in Ihre Person ist keine Rede. Verhandeln Sie mit mir, als ob Sie die Mutter Martins vor sich hätten."

Der Schulmeister überlegte einige Augenblicke; er blies in die Pfeife, als ob er aus dem aufsteigenden Rauche sich Raths erholen wollte. Der Justizrath begriff, daß Klär mit großer Vorsicht behandelt werden müsse, daß er der Mann war, der jedes Geheimniß zu seinem Vortheile ausbeutete.

„Aber welchen Zweck verfolgte der Justizrath?" wird der Leser fragen.

Der Verfasser verweist auf den Verlauf der Erzählung. Für jetzt bemerkt er nur, das Viktor Ernst als Spekulant und als Freund handelte, und daß

es ihm noch möglich war, die Börse mit dem Leben zu vereinen.

„Gut!" rief plötzlich der Schulmeister. „Ich erkenne Sie als den Bevollmächtigten der Dame an. Was wollen Sie wissen?"

„Legitimiren Sie sich."

„Wie? Ich soll mich legitimiren?"

„Stimmt Ihre Erzählung von der Ablieferung des Kindes mit meinen Notizen überein, so bin ich am rechten Orte."

„Was ich weiß, ist bald mitgetheilt. Ich hatte einen Vetter, den Schmid Faber. Die Frau dieses Schmids schenkte der Welt ein Kind, das gleich nach der Geburt starb. Da kam eines Tages der Arzt zu mir, mit dem ich auf einem vertrauten Fuße stand. Er sagte mir, daß die Schmidin ein ihr anvertrautes Kind ernährt habe, daß die Frau aber aus Kummer über den plötzlichen Tod ihres Mannes krank sei und wahrscheinlich das Zeitliche segnen werde. Dann forderte er mich auf, das Kind unter guten Bedingungen zu adoptiren, da die Mutter außer Stande sei, es anzuerkennen. Ich erhielt eine kleine Summe und nahm den Knaben, nachdem meine Schwester sich damit einverstanden erklärt hatte,

in mein Haus. Er war unter dem Namen Martin Faber getauft und als Findling bezeichnet. Durch welche Mittel der Arzt den Pfarrer dazu bestimmt, weiß ich nicht. Die Schmidin starb, und Martin galt als ihr Sohn vor der Welt."

„Da kam eines Tages eine vornehme junge Dame, sie konnte neunzehn bis zwanzig Jahre zählen — so schien es mir wenigstens. Ach, mein Herr ich habe nie eine solche Schönheit gesehen."

„War sie blond?" fragte der Justizrath.

„Ja."

„Schlank und üppig gewachsen?"

„Ja."

„Hatte sie himmelblaue Augen?"

„Ja."

„Grübchen in Wangen und Kinn?"

„Ja."

„Einen kleinen Leberfleck an dem weißen Halse?"

„Alles trifft zu!" rief der Schulmeister.

„Und Aehnlichkeit mit Martin?"

„Eine so große Aehnlichkeit, daß ich auf den ersten Blick die Mutter in ihr erkannte. Und wäre diese Aehnlichkeit auch nicht gewesen, so hätte ihre

Zärtlichkeit mit dem Kinde es darthun müssen, daß sie nicht die Pathe, wofür sie sich ausgab, sondern die Mutter sei. Sie beschenkte meine Schwester und ermahnte sie zur Sorgfalt. So kam sie alle Jahr einmal und zwar stets im Sommer. Sie war entzückt über das hübsche Kind, herzte und küßte es und wollte es gar nicht wieder von sich lassen."

„Von wem empfingen Sie die Erziehungskosten?"

„Von dem Arzte."

„Weiter!"

„Da blieb sie zwei Jahre aus. Ach, dachte ich, sie hat ihr Kind vergessen, und das war mir gewissermaßen nur angenehm, denn Martin war mir lieb geworden wie mein eigener Sohn und die Alimente wurden pünktlich gezahlt. Eines schönen Sommerabends saß ich in meiner Laube. Martin war damals sechs Jahre alt, er tobte lustig durch den Garten. Meine Schwester saß neben mir und strickte. Wir sprachen still und heimlich von der Mutter und erschöpften uns in Vermuthungen über ihren Stand. Da kam plötzlich Martin gesprungen und zeigte uns einen Doppellouisdor."

„Wer gab Dir das Geld."

„Eine schöne Frau."

„Wo ist die schöne Frau?" fragte ich hastig.

„Der Knabe zeigte nach der Gartenthüre, durch welche in diesem Augenblicke die Dame eintrat. Sie hatte sich verändert, war stärker und üppiger, aber auch schöner geworden. Ich ging ihr entgegen."

„Mein Freund!" sagte sie, „ich komme nur auf einige Augenblicke, um den Knaben zu sehen und Sie an Ihr Versprechen zu erinnern. Seien Sie auf Ihrer Hut, ich vermuthe, daß man Forschungen nach dem Knaben anstellen wird. Nehmen Sie diese Börse, verschweigen Sie meine Besuche und bleiben sie fest bei der Behauptung, daß Martin der Sohn des Schmids sei. Nächsten Sommer sehen Sie mich wieder, und habe ich Sie bewährt gefunden, erhalten Sie ein neues Geschenk. Dann werden wir auch über die Bestimmung des Knaben sprechen."

„Sie verließ eilig den Garten. An dem Teiche stand ein schöner Wagen, der rasch davon fuhr, nachdem die Dame eingestiegen war. Das nächste Jahr verfloß, und die Dame kam, wie sie versprochen hatte. Martin sollte den Stand seines Adoptivvaters erwählen und nie ahnen, daß die Schmidin nicht seine Mutter sei. „Was kümmerts mich," dachte ich,

und gelobte feierlich den Pakt zu halten. Aber die Bauern mußten Witterung erhalten haben, denn sie gaben dem Martin so Manches zu hören, was er nicht zu wissen brauchte. Da setzte uns der Junge oft durch neugierige Fragen in große Verlegenheit. Und wahrlich, man sah es ihm an, daß er nicht der Sohn eines Dorfschmids war."

„Eines Tages kam ein Herr und fragte nach dem Schulmeister Klär — ein vornehmer, stattlicher Herr. Es war im Winter und ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagte. Der Besuch mußte etwas zu bedeuten haben. Und richtig, der Fremde suchte mich wegen des Knaben auszuforschen, sprach auch von dem Besuche der Dame, und drohete eine Untersuchung gegen mich einzuleiten, wenn ich ihm nicht die Wahrheit sagte. Ich hatte nichts zu fürchten und fertigte den Lästigen derb ab. Eine Untersuchung ist übrigens nicht erfolgt."

„Denselben Winter starb der Arzt, der in der nächsten Kreisstadt wohnte. Die Dame kam im Frühlinge und zahlte mir auf zehn Jahre die Alimente voraus; sie würde, fügte sie hinzu, nun sobald nicht wiederkommen. Und so ist sie ausgeblieben, bis auf den heutigen Tag. Martin ist ein tüchtiger Schul-

lehrer geworden und wird meinen Dienst erhalten. Was will nun die Dame?"

„Sie will ihm einen Theil ihres Vermögens testiren."

„Ah!" rief gedehnt der Schulmeister.

„Und dann will sie ihn verheirathen."

„Verheirathen?"

„Ja."

„Mit wem?"

„Mit einer reichen Erbin. Den Stand des Schullehrers muß der junge Mann natürlich aufgeben."

„Was wird aus mir?"

„Sie verleben den Rest Ihrer Tage nach Gefallen; dafür, daß es Ihnen an Nichts fehle, wird der dankbare Martin sorgen."

„Das läßt sich hören!" murmelte der Alte.

„Haben Sie bei dem Kinde nicht irgend ein Zeichen gefunden, daß das Wiedererkennen ermöglicht?"

„Ein Zeichen?"

„Die Mutter sprach von einem Ringe."

Der Schulmeister dachte wieder nach. Nach einer langen Pause sagte er:

„Ja, ich habe einen Ring, den mir der Arzt mit dem Bemerken einhändigte, daß ihn der Vater Martins einst zurückfordern werde."

„Dieser Ring allein, Herr Klär! sichert Ihrem Pflegesohne die Erbschaft. Der Vater existirt nicht mehr — händigen Sie mir den Ring ein, und ich bin beauftragt, als Rechtsanwalt die Angelegenheit zu vermitteln. Sonst kann ich Nichts thun. Martin bleibt so lange bei Ihnen, bis die Sache in Ordnung ist. Ich hoffe, daß Sie mit Martin das Gut Elsborn bewohnen werden."

Klär deutete stumm nach der Gegend, in welcher das Gut lag; ein freudiges Erschrecken hatte ihm für den Augenblick die Sprache geraubt.

Der Justizrath hatte den rechten Fleck getroffen — der Schulmeister war zu Allem bereit. Er holte den Ring, den er in einem alten Schranke aufbewahrte, und gab ihn dem Juristen, der ihn beifällig betrachtete, und in seinem Portefeuille verbarg.

„Elsborn! Elsborn!" rief er endlich aus, indem er wieder in seinen Stuhl sank. Der alte Baron von Sydow ist längst bankerott, ich weiß es von dem Juden, der ihm Geld geliehen."

„Nun werde ich das Gut kaufen."

„Sie machen ein vortreffliches Geschäft!“

„Wie?“

„Die Eisenbahnkompagnie . . .“

„Still, Herr Klär! das ist Martins, oder wenn Sie wollen, Ihre Sache.“

„Sie werden Prozente erhalten!“

Der Schulmeister gerieth in Feuer und Flammen; er war wieder aufgestanden und hielt beide Hände des Justizraths. Dieser sagte ruhig:

„Meine Aufgabe ist, Martin zu verheirathen und dem jungen Paare das Besitzthum anzuweisen. Die künftige Frau Ihres Pflegesohnes hat einen großen Antheil an dem Gute. Sie sprechen von einem Juden . . .“

„Dem alten Pik, ganz recht.“

„Was ist es mit ihm?“

„Er soll in der Scheuer verbrannt sein . . .“

„Nun?“

„Ich glaube nicht daran. Der Jude war ein Feind des Schäfers, und der Schäfer hat ihm Dach und Fach versagt. Darauf ist der Jude dem Schlosse zu gegangen — er wollte am nächsten Morgen noch einmal bei mir vorsprechen, weil ich mich nicht gleich zum Ankaufe eines Lotterieloses entschließen konnte

— er ist ausgeblieben. Seine Brieftasche enthielt eine hübsche Summe — auch diese ist verschwunden. Aber die Hauptsache kommt noch: der Jude hatte einen Wechsel auf den Baron und war fest entschlossen, den Schuldner in Haft bringen zu lassen, wenn am folgenden Tage die Zahlung nicht erfolgte — hier in dieser Stube hat er es mir gesagt. Der arme Mensch ist nie wieder aus dem Schlosse gekommen. Der Brand soll angelegt sein — ich glaube es. Beweise habe ich nicht, es ist dies nur so meine Vermuthung —"

„Die Sie nicht laut aussprechen dürfen," mahnte der Justizrath. „Wir sind jetzt in Ordnung," fügte er hinzu. „Ihre Adresse kenne ich, Sie werden bald Briefe von mir erhalten. Und hier ist die meinige, wenn Sie mir eine Meldung zu machen haben."

Er überreichte ihm eine Karte und ging.

Der Schulmeister stand am Fenster und sah ihm lange nach. Er wiegte seinen grauen Kopf nach allen Seiten hin, während er murmelte:

„So hat die Dame unserer nicht vergessen! Wüßte ich nur, wo sie wäre, ich würde zuvor noch ein Geschäft mit ihr abschließen. Und der Baron

— er muß zu Grunde gehen. Aber wer ist die Erbin? Der Justizrath wird es schon wissen. Die Kombinationen der reichen Leute sind eben so unscheinbar als geistreich. Daß da drüben Etwas vorgeht, habe ich längst bemerkt. Ach, die Schule ist aus — nun muß Martin kommen. Nun vor einer Liebschaft habe ich ihn bewahrt — aber ich will doch einmal sondiren, was er vom Heirathen hält. Es ist gut, wenn ich ihn nach und nach auf das Glück vorbereite, das man ihm zugedacht hat."

In diesem Augenblicke trat die Haushälterin ein, ein kräftiges, aber häßliches Weib. Mit einem widerwärtigen Lächeln trat sie ihrem Herrn näher.

„Werden Sie sich denn nun endlich entschließen, dem guten Martin die Stelle übertragen zu lassen?" fragte sie.

„Lore!" murmelte der Alte. „Was für ein Interesse nimmt Sie daran?"

„Es wäre doch recht gut, wenn Martin selbstständig würde."

„Spreche Sie nicht über Dinge, die Sie nicht versteht."

„Ei, Herr Klär! schon wieder grob? Ich habe Ihnen schon tausendmal gesagt, daß ich nicht Ihre

Dienstmagd bin — Martin ist mir lieb, wie ein Sohn, und wenn ich Ihnen zum Guten rathe, sollen Sie es mir Dank wissen. So kann die Wirthschaft nicht fortgehen, man wird alt und grau und hat Nichts davon. Es muß eine junge Frau ins Haus, damit ein anderes Leben wird. Der arme Martin hält den ganzen Tag Schule und wenn er fertig ist, plagt er sich mit seinem kranken Vetter ab. Das muß ja einen Stein erbarmen. Wäre ich an seiner Stelle, ich hätte mich längst davon gemacht."

„Lore! Lore!" rief drohend der Alte. „Ich zahle Ihr einen schönen Lohn und werde Sie in meinem Testamente bedenken."

„Ihr Testament — Sie haben ein zähes Leben wie eine Katze. Wozu liegt denn Ihr Geld in dem alten verrosteten Kasten?"

„Ich habe kein Geld!"

„Kurz und gut, wenn sich die Sache nicht ändert, ziehe ich ab."

Der Schulmeister erschrak.

„Lore!" sagte er kleinlaut. „Glaube Sie mir, ich werde nicht lange mehr leben. Nichts greift mich mehr an, als der Aerger, und Sie ärgert mich, so

oft Sie kann. Fast muß ich glauben, Sie will die Erbschaft beschleunigen."

Er setzte sich wimmernd, als ob ihn heftige Schmerzen peinigten, in den Stuhl.

„Na, endlich sprechen Sie doch einmal den Verdacht aus!" rief Lore, indem sie beide Fäuste in die Seite setzte. „Sie haben einen schönen Begriff von mir, die ich Sie hege und pflege wie ein Wickelkind. Mit Ihren Schmerzen ist es so weit nicht her, sie bestehen größtentheils in der Einbildung. Und damit Sie sehen, daß ich nicht auf Ihren Tod warte, ziehe ich morgen ab."

Sie wollte zur Thüre hinaus.

„Halt, Lore!" rief der Schulmeister bestürzt.

„Was steht zu Diensten?"

„Komme Sie zu mir. So — Ihre Hand. Sie hat Recht, Martin soll sich verheirathen und die Stelle soll er auch haben. Aber das geht doch nicht Alles so rasch. Es ist ja noch nicht einmal eine Braut da."

Der Zorn der Alten war verschwunden; sie lächelte wieder.

„Eine Braut wäre da!" meinte sie.

Der Schulmeister glotzte auf.

„So!“ murmelte er. „Sie hat wohl an Alles gedacht.“

„Weil ich dem Martin gut bin.“

„Und wer ist denn die Braut?“

„Die kleine Lisette, drüben im Schlosse, das hübsche Kind.“

„Was die Holzhauerstochter?“

„Der Baron hat sie angenommen. Mit der Holzhauerstochter ist es vorbei. Am letzten Sonntage habe ich sie in der Kirche gesehen — ist das ein prächtiges Mädchen. Der alte Brock meint, sie wäre ein geborenes Fräulein und passe ganz in die schönen Kleider.“

„Lore, Sie unterstützt am Ende diese Liebschaft —“

„Nein; aber ich weiß, daß Martin die Lisette gern hat.“

„Martin wird ein reiches Mädchen heirathen, das ich ihm aussuche. Und damit Basta!“

„Immer Geld und immer Geld!“

„Ohne Geld kann man nicht leben! Ich hinterlasse dem Martin so gut wie Nichts.“

Die Alte schwieg; sie wollte nicht sagen, daß sie die Vertraute des jungen Schulmeisters sei, und daß

sie mit der vermeintlichen Mutter Lisettens in verwandtschaftlichen Beziehungen stehe. Klär hatte an ihr eine treue Pflegerin, er schätzte sie, trotz ihrer rauhen Außenseite, und wenn er ihren Abzug fürchtete, so wußte er, daß sich keine andere Person zu seiner Bedienung finden würde. Der Wirthschafterin war es übrigens nicht Ernst, sich aus dem Schulhause zu entfernen, sie hatte dem Geizhalse nur gedroht. Aehnliche Szenen wie die beschriebene waren schon häufig vorgekommen, aber stets durch die Nachgiebigkeit des Alten friedlich ausgegangen.

„Kann Sie schweigen?“ fragte der mürrische Schulmeister.

Lore antwortete dadurch, daß sie die Hände auf die Brust legte.

„Ich will Ihr glauben. So wisse Sie denn, daß bald eine große Veränderung hier vorgehen wird. Frage Sie nicht weiter; aber ich meine es gut mit Ihr und Martin. Wenn ich einmal todt bin, werdet Ihr erst begreifen, was Ihr an mir gehabt habt. Wann wird Siebel begraben?“

„Morgen.“

„Herr!“ betete der Schulmeister, „nimm Dich

seiner in Gnaden an und verzeihe ihm die Sünde, die er wider Dich gethan!“

Lore schüttelte mit dem Kopfe, als sie ihren Herrn fromm betend erblickte; sie kannte den Gleißner und würde ihn sicherlich mit Verachtung bestraft haben, wenn er ein armer Mann gewesen wäre. Aber auch sie ward von einer gewissen Berechnung geleitet, und was die Börsenspekulanten im Großen, war diese Bäuerin im Kleinen. Sie führte Manöver aus, war freundlich, grob, gefällig und abstoßend, je nachdem es der Plan erheischte, den sie auszuführen im Begriffe stand. Das leidige Interesse machte sie zu Allem fähig.

Der Schulmeister betete noch, als Martin eintrat. Er gab der Bäuerin durch ein Zeichen zu erkennen, daß sie sich entfernen möge. Sie ging, nachdem sie ihm zugeflüstert: „Wir sprechen uns später!“ Klär zündete ruhig seine Pfeife wieder an, rauchte und legte sich in den Stuhl zurück. Martin erstattete Bericht über das, was im Laufe des Tages vorgefallen und suchte sich dann eine Beschäftigung an dem alten Pulte, das in einer Ecke des Zimmers stand. Er hoffte, daß der Alte über den Besuch des Justizraths, dessen Entfernung er bemerkt, sich äußern

werde. Aber Gottfried Klär schwieg und rauchte.— Es schlug sechs Uhr. Martin erhob sich seufzend, ergriff ein Schlüsselbund, verließ das Zimmer und das Haus, erschloß die Thüre der Kirche und stieg auf den Thurm. Gleich darauf hörte man das Läuten der Abendglocke. Martin blieb heute lange auf dem Thurme; er stand an dem großen Schallloch und sah sinnend nach dem Walde, aus dem die Zinnen des Schlosses Elsborn emporragten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Justizrath hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, in den Besitz des Gutes zu gelangen. Das Billet, das ihm der Jude bei den Verhandlungen über den Verkauf eingehändigt, kam von einem Manne, dessen Beziehungen zu dem Juristen wir später mittheilen werden; für jetzt sei gesagt, daß die wenigen Zeilen nicht abschreckend gewirkt hatten. Viktor Ernst war zu sehr vom Dämon der Spekulation erfüllt, als daß ihn die Bezahlung der Wechsel zum Rückzuge bewegen konnte, zumal da ihm der Zufall andere, wirksame Waffen geliefert hatte. Der Abschluß des Geschäfts mit dem Schulmeister war ein Glücksumstand, den er im Interesse seines Freundes Kaiser auszubeuten gedachte. Den neuen Angriffsplan überlegend, ging er durch den ruhigen Wald. Das Läuten der Abendglocke, die der geplagte Martin zog, hallte feierlich über die stille

Landschaft hin. Viktor ward ernst gestimmt; er gedachte seiner Gattin, die er herzlich liebte, und bedauerte den Banquier, der sich des ungetrübten ehelichen Glückes nicht erfreuen sollte. Ach, hätte er gewußt, daß die arme Hermine von den Qualen der Eifersucht gefoltert wurde, daß sie sich unglücklicher fühlte als Sidonie — er würde mehr liebender Gatte als Spekulant gewesen sein.

Plötzlich hörte er die Hufschläge galopirender Pferde. In der Biegung eines Holzweges erschienen der Baron Emil und Josefine. Die junge Dame trug ein elegantes Reitkleid von schwarzem Sammt und einen feinen Männerhut mit grünem Schleier. Die frische Luft hatte ihre Wangen geröthet; ihre Augen glühten vor freudiger Erregung. Und wie geschickt wußte sie das kräftige Pferd zu leiten, wie graziös schwang sie die Reitpeitsche.

Der Baron trug ein elegantes Reitkostüm, das ihn um zehn Jahre jünger machte. Er war ganz Aufmerksamkeit für seine reizende Begleiterin, die in lautes Lachen ausbrach, als sie den Justizrath erblickte.

„Ich dachte es mir!“ rief sie.

„Was?“

„Der Jurist botanisirt.“

„Verzeihung,“ antwortete Ernst, „ich fülle die Zeit bis zur Abreise mit meiner liebenswürdigen Klientin aus.“

Emil fügte in einem scherzenden Tone hinzu:

„Vielleicht prüft der Herr Justizrath das Terrain für die künftige Eisenbahn!“

Viktor Ernst antwortete ein wenig ironisch:

„Eine derartige Beschäftigung überlasse ich dem Juden.“

„Nicht wahr, es wäre Schade um den schönen Wald!“ rief Josefine. „Nein, er soll den gewinnsüchtigen Aktionären nicht zum Opfer fallen. Elsborn wird seinen Bewohnern noch lange ein friedliches Asyl bleiben.“

„Verzeihung,“ sagte der Baron, „unser Weg geht dorthin!“

„Ich gehe nach dem Schlosse.“

„Erzeigen Sie mir eine Gefälligkeit, Herr Justizrath?“

„Mit Vergnügen, Herr Baron!“

„Sagen Sie meinem Bruder, daß wir spät heimkehren würden. Wir wollen der Moorschenke einen Besuch abstatten.“

Ernst verneigte sich und ging weiter. Emil und Josefine sprengten lustig in den Wald hinein. Beide waren nach einigen Augenblicken verschwunden. Das Geräusch, das die Hufschläge verursachten, verhallte nach und nach. Eine Viertelstunde später trat der Justizrath in den Schloßhof. Trotz seiner Ermüdung fragte er Lisetten, die ihm in der Hausflur begegnete, nach dem Gutsherrn; er wollte die Abwesenheit Emils und Josefinens zu seinem Zwecke benützen.

„Der Herr Baron befindet sich besser," sagte das junge Mädchen. „Ich werde den Herrn sogleich melden."

„Ein Wort, mein liebes Kind!"

Lisette blieb stehen.

„Was befehlen Sie?"

„Martin Faber läßt grüßen. Ich habe ihn in seinem Dorfe gesprochen. O, erröthen Sie nicht, der junge Mann ist mein Schützling; ich werde Nichts versäumen, sein Glück zu fördern."

„Er hat sich Ihnen mitgetheilt!" flüsterte sie, vor holder Scham erglühend.

„Ich weiß, daß er Sie herzlich liebt, und daß er Ihre Liebe verdient. Was auch geschehen möge — vertrauen Sie mir."

Es lag wirklich in der Absicht des Justizraths, das Glück des jungen Paares zu befördern; ja es lag deshalb in seiner Absicht, weil seine Spekulation es erheischte. Hier ging die Börse mit dem Leben Hand in Hand.

Lisette meldete nun den Gast an und der Baron ließ ihn sofort eintreten.

„Gut, Herr Justizrath! daß Sie kommen," redete er ihn an. „Ich habe noch Einiges mit Ihnen zu besprechen, ehe Sie abreisen."

Der alte Herr sah bleich und angegriffen aus, aber er sprach klar und zusammenhängend. Der Justizrath beobachtete ihn. Der Greis mußte entweder ein seltsames Phänomen der Menschennatur sein, oder ein scharfsinniger Mann, der seine Umgebungen irre führt. Wie anders zeigte er sich jetzt. Sein ganzes Wesen war Ruhe und Besonnenheit, man sah in ihm den Edelmann, der gelebt und Erfahrungen gesammelt hat. Sollte diese Ruhe die Folge seiner Philosophie sein? Sollte mitunter eine Geistesstörung eintreten? Oder sollte wirklich ein Verbrechen vorliegen, zu welcher Annahme die nächtliche Szene im Garten berechtigte? Ernst konnte an das Letztere nicht glauben, da Emil, der vorsichtige

Mann, seinen Bruder sonst vor dem Umgange mit Anderen bewahren würde.

Beide saßen in dem Sopha. Durch das offene Fenster drang die reine Frühlingsluft in das mit Dämmerung erfüllte Zimmer. In einem Glasschranke, dem Fenster gegenüber, blitzten die Jagdgewehre und Hirschfänger des Gutsherrn — eine stattliche Waffensammlung.

„Mein Herr," begann der Edelmann, „unser Geschäft ist zwar geordnet, und auf eine mich befriedigende Weise . . ."

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu, Herr Baron! Verzeihung dem Rechtsanwalte . . ."

„Sie haben Alles gethan, was sich mit Ihrer Pflicht vereinbaren läßt. Glauben Sie mir, ich habe Ihre Lage nicht verkannt. Doch erlauben Sie mir, auf das zu kommen, was ich Ihnen mittheilen wollte. Die junge Dame, die mir Hilfe gebracht, hüllt sich in einen geheimnißvollen Schleier, der mir mißfällt. Sie ist schön und geistreich — solche Eigenschaften fesseln meinen Bruder, der in Bezug auf die Frauen nicht die solidesten Grundsätze hegt. Mich schrecken sie zurück. Ich traue den geistreichen Frauen nicht. Wehe dem Manne, der mit ihnen anknüpft!"

„Sie scheinen traurige Erfahrungen gemacht zu haben, Herr Baron!“

„Ich leugne es nicht. Eine Frau trägt die Schuld an der Bedrängniß, in der ich seit vielen Jahren gelebt. Sabine! Sabine! murmelte er leise vor sich hin.

Dann faltete er die Hände und sah schmerzlich empor.

„Ein neues Geheimniß!“ dachte Ernst. „Ich will ihn nicht stören, vielleicht eröffnet er sich mir unwillkürlich.“

Der Baron Andreas zuckte heftig zusammen.

„Verzeihung,“ murmelte er, „die Erinnerung hatte mich übermannt. Sie müssen mit mir altem Manne Nachsicht haben. Wir sprachen von der Dame.“

„Von Josefinen.“

„Ganz recht. Ist sie Ihnen bekannt?“

„Nein. Aber da sie über so große Summen verfügt . . .“

„Und so leichtsinnig!“

„Das gibt allerdings Stoff zum Nachdenken.“

„Herr Justizrath! schaffen Sie mir Aufklärung!“

Ernst zuckte mit den Achseln.

„Ich fürchte, daß später betrübende Folgen eintreten," sagte der Baron.

„Das ist wohl möglich. Ich halte die Dame für eine Abenteuerin. Sie sind ihr Schuldner und stehen folglich in ihrer Gewalt. Mir scheint, die Fremde wird zu einer Manipulation benützt, um Ihr schönes Gut in gewisse Hände zu spielen."

„Was soll ich thun?"

„Schließen Sie mit mir den Kauf ab. Ich biete Ihnen die vortheilhaftesten Bedingungen."

Die Gesichtszüge des Greises verriethen, daß in seinem Innern eine plötzliche Veränderung vorging. Seine Lippen zuckten, sein trübes Auge vergrößerte sich, sein Athem war kurz und rasch.

„Verkaufen! Verkaufen!" murmelte er. „Mein Herr! auch Ihnen ist nicht zu trauen!"

„Ich ertheile Ihnen nach besten Kräften einen Rath, nichts weiter. Warum wollen Sie länger in einer Umgebung bleiben, die räthselhaft und gefährlich ist? Schaffen Sie sich Ruhe!"

„Räthselhaft und gefährlich?"

„Ja!"

„Wie meinen Sie das?"

„Soll ich ganz offen sein?"

„Ich bitte Sie darum.“

Für den Justizrath war der günstige Augenblick gekommen, den entscheidenden Schlag zu führen. Der Baron befand sich in der gereizten Stimmung. Diese mußte benutzt werden.

„Mein Herr!“ begann der Jurist, „hören Sie mich an. Es war Nacht — das bleiche Sternenlicht erhellte matt den Garten des Schlosses Elsborn — es war eine weiche, schöne Nacht — da grub ein Mann die Erde auf vor der Eremitage — er stöhnte tief und schwer — seine Hände bebten, seine Knie wankten — eine ungeheure moralische Kraft trieb ihn zur Eile — er füllte einen Sack mit klappernden Gegenständen — mit dieser Last beladen verließ er den Garten, schritt dem Fluße zu . . . doch, was ist Ihnen, Herr Baron?“

„Nichts! Nichts!“ stammelte der erbleichende Greis.

Dann verhüllte er mit beiden Händen sein Gesicht und stieß ein schmerzliches Gestöhn aus. „Mein Kopf, mein armer Kopf!“ jammerte er. „Aber was ist es denn?“ fragte er nach einer Pause, und seine wirren Blicke hafteten auf dem Justizrathe. „Ein Dieb hat sein Wesen in meinem Garten getrieben.

Und der Diebe gibt es jetzt so viel in der Welt. Man hat mich bestohlen, beraubt — aber es muß wohl nicht viel gewesen sein, das ist eine lustige Geschichte!" fügte er mit einem Lachen hinzu, das seine Züge verzerrte. „Und deshalb soll ich mein Gut verkaufen? da müssen triftigere Gründe vorhanden sein. Mehr Gründe, mein Herr! mehr Gründe!"

Des Edelmanns hatte sich eine krampfhafte Erregung bemächtigt. Sein Zustand war fast derselbe, den der Justizrath schon einigemal beobachtet hatte.

„Mehr Gründe?" flüsterte er. „Ich werde sie liefern. Man sagt, der Jude Pik sei verbrannt . . ."

„Herr, mein Heiland! schrie der Baron auf.

„Ruhig, ruhig; wir sprechen unter vier Augen. Niemand hört uns — eine Verständigung ist ja so leicht. Der Jude Pik hat Ihren Garten betreten und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Vielleicht weiß der Mann, der an der Eremitage gegraben hat, was aus dem Juden geworden ist. Was meinen Sie — wenn der Staatsanwalt ihn befragte?"

Der Baron saß einige Augenblicke wie leblos. Alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen, das

dem eines Sterbenden glich. Es war erdfarben geworden und war von bläulichen Tinten durchzogen. Unbeweglich saß er da wie die gemalte Figur in einem Stereoskop. Das Auge schien verglast zu sein. So verfloß eine lange, endlose Minute. Man hörte Nichts, als die langsamen, regelmäßigen Schwingungen eines Chronometers, der über dem Haupte des Barons hing. Gewaltsam richtete der Edelmann seine Blicke auf den Justizrath. Sie waren so furchtbar, so düster, daß Ernst schauderte. Diese Blicke schlossen ein ganzes Leben in sich. Das Unheimliche, Grauenhafte zu erhöhen trat plötzlich eine neue Veränderung ein. Das gräßliche Antlitz des Barons ward heiter — er lächelte. Das waren unerklärliche entsetzliche Seelenübergänge.

Der bestürzte Justizrath erhob sich.

Auch der Baron verließ seinen Platz und schloß ruhig das Fenster.

„Bleiben Sie!" sagte er mit tonloser Stimme. „Der Staatsanwalt wird fragen: wo ist der Jude geblieben? Ich ertheile die Antwort darauf! Ich, der Baron von Sydow."

Er riß den Glasschrank auf und ergriff hastig ein Gewehr, das er auf den Justizrath anlegte.

Dieser sprang bei Seite und schleuderte die Waffe zu Boden.

„Ah, Herr Baron, Sie wollen mich dem Juden nachsenden! Aber trotzdem bin ich nicht gefährlich — durch den Kaufkontrakt des Gutes Elsborn versichern Sie sich für ewig meines Geheimnisses.“

Der Greis brach zusammen; er sank mit dem Kopfe auf das Sopha. Nachdem er einige abwehrende Bewegungen mit der Hand gemacht, blieb er regungslos.

In diesem Augenblicke trat Josefine lachend ein.

„Hier soll der Justizrath sein? Ganz recht — — doch, was ist das?“

„Andreas!“ rief Emil, welcher der Dame folgte.

„Der alte Herr ist krank geworden,“ sagte der Justizrath. „Senden Sie nach einem Arzte. Haben Sie für den Kranken gesorgt, so bitte ich Sie, mich auf meinem Zimmer aufzusuchen.“

Er entfernte sich. Emil hatte die Büchse aufgehoben und untersucht.

„Sie ist geladen!“ rief er. Andreas hat eine Unbesonnenheit verüben wollen.“

„Er ist wirklich krank!“ flüsterte Josefine.

„Gott sei Dank!“ er regt sich wieder.

Man legte den Greis auf die Kissen des Sophas.

„Hinweg!“ murmelte er. „Lisette! bringe mir Wasser — ich will mir die Hände waschen! Hole das Wasser aus dem Brunnen — nicht aus dem Flusse! Die Wellen sind gelb — hu, wie sie rauschen! Tragt ihn fort — weit hinweg — jetzt könnt ihr das Gut verkaufen — ich will es nicht mehr — ich brauche es nicht — arme Lisette! ich kann Dir Dein Erbtheil nicht erhalten. Nimm das Papier — in meinem Schranke — bei dem Ringe . . .“

Lisette war herbeigekommen; sie stand jammernd neben ihrem Pflegevater.

„Ich bitte, folgen Sie mir,“ sagte Emil zu der jungen Dame. Es läßt sich nicht mehr bezweifeln: die Sorgen haben meinen armen Bruder den Geist zerrüttet.“

„Trösten Sie ihn!“ rief Josefine heftig. „Ich leiste Verzicht auf mein Kapital! Ja, ja, ich werde es verantworten. Der elende Mammon!“

Sie ließ sich aus dem Zimmer führen.

Mit Hilfe des alten Brock brachte Lisette den Kranken zu Bett. Dann wurde ein Bote abgesendet, der den Arzt holen sollte. Nachdem Emil noch einmal den Bruder besucht, ging er zu dem Justizrathe,

mit dem er eine lange Unterredung hatte. Nach Beendigung derselben berichtete ihm der Arzt, daß den Gutsherrn ein Nervenschlag getroffen habe.

Nach der großen Aufregung herrschte tiefe Trauer in dem Schlosse Elsborn.

Auch Levi Markus erschien wieder und zwar mit einer Miene, die ein entschlossenes Auftreten ankündigte. Man wies ihm mit dem Bedeuten zurück, daß die plötzliche Krankheit des Gutsherrn den Abschluß des Geschäftes unmöglich mache. Baron Emil behandelte ihn kalt und verweigerte ihm jede weitere Auskunft. Der Jude suchte den Justizrath auf. Dieser bereitete sich zur Abreise vor.

„Sie kommen gelegen, Herr Markus!“

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, Herr Justizrath!“

„Man wird Elsborn nun nicht verkaufen.“

„Sind Ihre Wechsel bezahlt?“

„Alle, Herr Markus! Folglich auch der Ihrer Mutter. Andreas von Sydow hat einen Schlaganfall erlitten, der seinem schwachen Verstande den vollständigen Rest gegeben — der arme Mann ist nicht mehr zurechnungsfähig. Mit dem Edelmanne wären wir nun fertig. Wir kehren nun zu unsern eigenen Angelegenheiten zurück, die wir, so hoffe ich, in Köln

zum Abschluß bringen werden. Ich will jetzt nicht davon reden, daß Sie, anstatt nach Holland zu reisen, wie Sie mir und dem Banquier Kaiser versprochen, Elsborn aufgesucht haben . . ."

Der Jude lächelte und rieb sich die Hände, daß die Finger knackten.

„Verzeihung, mein lieber Herr!" unterbrach er den Rechtsanwalt, „ich bin Geschäftsmann wie Sie; man weist nicht gern einen kleinen Verdienst von der Hand, und meine Reise nach Holland ist nicht aufgegeben — ich bedaure, daß ich Ihnen hier ein Konkurrent werden mußte."

„Hat nichts zu bedeuten, mein Freund!" rief lachend der Justizrath. „Es ist Jeder im Leben der Konkurrenz ausgesetzt. Nun aber möchte ich wissen, wer Ihnen jenes Billet gegeben, das mich von dem ferneren Bieten auf das Gut abhalten sollte — —"

Levi Markus gerieth nicht in Verlegenheit.

„Nun," rief er, „ein Bevollmächtigter der Eisenbahnkompagnie. Ich weiß nicht, was jenes Billet enthält, sondern habe nur gesehen, daß es die gehoffte Wirkung verfehlte."

Der Justizrath hatte einige Zeilen geschrieben und das Papier in ein Kouvert versiegelt.

„Hier, mein Herr! ist die Antwort auf Ihr Billet. Uebergeben Sie es dem Bevollmächtigten, jedoch wenn es möglich ist, ohne Mitwirkung der jungen Dame, die eine geheimnißvolle Macht auf Sie auszuüben scheint.“

„Herr Justizrath!“ rief der Jude, „jene Dame, die sich hier Josefine nennen läßt, muß mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen haben! Ich begreife nicht, wie sie hat erfahren können, daß sich für Sie ein Billet in meiner Tasche befunden.“

„Sie wissen es nicht?“ fragte der Justizrath mit einem Seitenblicke, der Mißtrauen verrieth.

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin!“ versicherte der Jude. „Die Dame ist wirklich ein dämonisches Wesen, und mir um so furchtbarer, je liebenswürdiger ich sie finde. In Köln hat sie ein zartes Kind zurückgelassen, dort war sie ganz aufopfernde Mutter, lebte in den traurigsten Verhältnissen und nahm die Unterstützung des Frauenhilfsvereines an — hier tritt sie kokett und übermüthig auf und verfügt über Tausende. Was ist das? Woher kommt so plötzlich

das Geld? Sehen Sie, Herr Justizrath! um dies zu erfahren, bin ich bis jetzt fern gewesen."

„Gut; und was haben Sie erfahren?"

„Nichts, so gut als Nichts. Niemand kennt sie, Niemand hat sie früher hier gesehen. Der Baron Emil lebt mit ihr auf einem vertrauten Fuße — mir scheint, daß der alte Bonvivant in geheimnißvoller Beziehung zu der Schönen steht."

„Besorgen Sie die Antwort und gehen Sie nach Köln zurück, wo Sie mich erwarten mögen. Entziehen Sie sich mir, so kann ich nicht dafür haften, daß die Wechselangelegenheit Ihrer Mutter zu einem gedeihlichen Ende komme."

„Wie?" rief erschreckt der Jude.

„Vergessen Sie nicht, daß Lea Pik die natürliche Erbin ihres Vaters ist. Der alte Mann soll bei dem Brande der Scheuer verunglückt sein . . ."

„Zweifelt man daran?"

„Weitere Nachforschungen werden es ergeben. Also auf Wiedersehen in Köln!"

Levi Markus verließ das Gut und trat den Weg nach der Moorschenke an, die er in später Nacht erreichte. Am folgenden Morgen besuchte der Justizrath mit dem Baron Emil den kranken Gutsherrn.

Es hatte sich Nichts in seinem Zustande geändert; er lag regungslos mit halb erloschenen Blicken auf seinem Bette. Die Umgebung schien er nicht zu kennen; Lisette stand an dem Fußende des Krankenlagers, sie hatte die ganze Nacht gewacht und geweint.

„Bruder! der Herr Justizrath will Abschied nehmen!“ sagte Emil mit bewegter Stimme.

Andreas von Sydow regte sich nicht. Geist und Körper des Kranken schienen gegen die Außenwelt abgestumpft zu sein. Die beiden Männer entfernten sich wieder, nachdem sie den Greis einige Augenblicke theilnehmend betrachtet hatten.

„Was gedenken Sie zu thun, Herr Justizrath?“ fragte Emil im Vorzimmer.

„Wir warten die Genesung Ihres Bruders ab. Dagegen werden Sie Ihr Versprechen halten und dafür sorgen, daß das Gut nicht in andere Hände übergehe.“

„Ich gebe wiederholt mein Wort als Edelmann,“ versicherte Emil.

„Uebrigens bleibt Alles, wie wir es verabredet haben.“

Der Reisewagen des Gutsherrn fuhr vor. Josefine küßte noch einmal die erstarrten Hände des

kranken Barons, nahm von Emil Abschied und bestieg den Wagen. Der Justizrath nahm an ihrer Seite Platz. Die Reisenden beobachteten ein ernstes Schweigen, während die bequeme Equipage auf der ebenen Landstraße davonrollte. Baron Emil sah ihr lange nach; sein Humor war völlig verschwunden, er schüttelte den Kopf und ging betrübt zu dem kranken Bruder zurück, in dessen Zustande sich nichts geändert hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vierzehn Tage sind verflossen.

Der Banquier Kaiser lebte mit seiner Gattin immer noch auf demselben Fuße, den wir kennen. Sidonie gab sich keine Mühe, freundschaftliche Beziehungen herbeizuführen, sie schien sich selbst in dem Leben zu gefallen, das ihr eine gewisse Unabhängigkeit verlieh. Valentin Kaiser wußte das Dekorum zu wahren; er speiste mit seiner Gattin, bewies ihr im Beisein Anderer die ihr gebührenden Aufmerksamkeiten und besorgte mit Eifer und Ruhe seine Geschäfte.

Die Rückkehr des Justizraths hatte in dem häuslichen Leben des Banquiers keine Veränderung herbeigeführt. Beide Männer waren dergestalt von Geschäften in Anspruch genommen, daß sie der Familie nur flüchtige Augenblicke widmen konnten.

Hermine, die Gattin des Juristen, hatte den zu-

rückkehrenden Gatten zärtlich, wenn auch nicht ganz frei von Affektation, empfangen. Sie hatte sich ja, als sie von dem Bahnhofe zurückgekehrt, überzeugt, daß Madame Seltenau mit ihrem Kinde immer noch das Landhaus des Banquiers bewohnte. Wer war nun die Schöne gewesen, die sie in der Bahnhalle gesehen hatte? Es gab Augenblicke in denen sie sich ihrer Eifersucht schämte. Sie sprach ihren Mann zwar frei von Schuld, verwünschte aber den Stand desselben, der ihn mit dem Leben und mit den Verhältnissen Anderer in so nahe Beziehung brachte.

Wir verfolgen den verschlungenen Faden unserer Erzählung am Besten und Leichtesten, wenn wir das Verfahren des Banquiers und des Juristen beobachten.

Der Justizrath suchte eines Morgens das erste Hotel der Stadt auf. Ohne weiter zu fragen, stieg er die Treppe hinan und öffnete auf dem Korridor des ersten Stocks eine der Thüren. Er betrat eine Art Vorzimmer. Auf sein Klopfen öffnete sich die Thüre eines kleinen Salons — Josefine empfing ihn.

„Mein Rechtsanwalt!" rief sie in heiterer Laune.

„Ihr Rechtsanwalt, mein Fräulein! der bedauert, daß er Ihnen nicht früher zu Diensten stehen konnte. Während meiner Abwesenheit hatten sich die Geschäfte zu Bergen angehäuft.“

„Mich drängt Nichts! ob ich in Köln lebe, oder in Paris und London — mir gilt das gleich. Der Sommer trifft mich in dem Bade Pyrmont, das mir der Arzt zur Stärkung vorgeschrieben hat. Ehe ich jedoch reise, möchte ich Ihnen einen Rechtshandel anvertrauen, der endlich seine Erledigung finden muß.“

Sie zog die Glocke und befahl ein Frühstück für zwei Personen, das rasch servirt wurde. Josefine machte die Wirthin mit einer Grazie und Anmuth, die den Juristen entzückte. Heute zeigte sich die reizende Person zwar unbefangen, aber es lag in ihrer Unbefangenheit eine herzgewinnende Zurückhaltung, die durchaus nicht mehr an die übermüthige Dame erinnerte, welche in dem Eisenbahn-Coupé eine Cigarre geraucht und mit dem Baron Emil von Sydow Spazierritte gemacht hatte. Sie trug ein einfaches Kleid von brauner Seide und einen leichten weißen Kaschmirshawl, der sich elastisch der reizenden Büste anschmiegte. Das volle Haar bildete über der

schneeweißen Stirn einen Wolkenscheitel und formte sich auf dem Hinterkopfe zu einem dichten Flechtenkranze, den eine Schleife von dunkelrothem Sammt schmückte.

„Glauben Sie noch, daß Sie mich vor der Reise gesehen haben?“ fragte sie lächelnd.

Der Justizrath zuckte mit den Achseln.

„Ist die Beantwortung dieser Frage unzertrennlich von unserem Geschäfte?“ fragte er galant.

„Vielleicht. Doch beruhigen Sie sich, mein lieber Herr! — ich weiß, daß ich eine Doppelgängerin habe.“

„Sie wissen es?“ fragte der Justirzath erstaunt.

„Ich weiß es, aber ich kenne die Dame nicht. Die Aehnlichkeit derselben mit mir muß eine frappante sein, da sich selbst ein Jurist dadurch täuschen läßt. Die Gründe, die mich veranlaßten, bis heute die Kenntniß dieses Umstandes zu verschweigen, werde ich Ihnen später darthun. Für jetzt handelt es sich darum, ein Unrecht auszugleichen, das ich meiner Doppelgängerin wider meinen Willen zugefügt habe — vorausgesetzt, daß sie dieselbe Person ist, die ich

in ihr vermuthe. Dies zu erforschen, wäre nun die Aufgabe meines Rechtsanwalts."

„Ich bitte um Instruktionen, mein Fräulein!"

Josefine spielte mit dem silbernen Messer, indem sie lächelnd sagte:

„Da muß ich nun wohl meinem Rechtsanwalte einen tiefen Blick in meine Familienverhältnisse gestatten und ihm Eröffnungen machen, die eine verstorbene Person kompromittiren, eine Person, der ich Alles danke, was ich habe und bin. Leider kann ich nicht anders, denn ich will ein Erbe nicht länger genießen, das mit blutigen Thränen befleckt sein muß. Schwören Sie mir, mein Herr! die Eröffnungen, die ich Ihnen jetzt machen werde, als nicht geschehen zu betrachten, wenn Ihre Unternehmungen ohne Erfolg bleiben sollten, und daraus weiter keine Konsequenzen zu ziehen."

„Ich verbürge Ihnen mein Ehrenwort als öffentlicher Rechtsanwalt."

Sie reichte ihm die kleine Hand.

„Wohlan, so will ich mich Ihnen anvertrauen!" rief sie, nachdem sie eine Thräne getrocknet hatte, die flüchtig über die zarte Wange rann. „Begreifen Sie nun, warum ich Ihnen mein Porträt gegeben

habe? Schon damals hatte ich die Absicht mit Ihnen anzuknüpfen, damals, als ich hörte, daß Sie warm das Interesse meiner Doppelgängerin vertraten, die mir am Herzen liegt. Und wie Sie mein Vertrauen besitzen, besitzen Sie das des Barons Emil von Sydow, der über das Schicksal seines Bruders bis zum Tode bekümmert ist."

Josefine sann einige Augenblicke nach, dann begann sie:

„Ueber meine früheste Kindheit weiß ich Ihnen Nichts zu sagen; soweit meine Erinnerung reicht, erblicke ich mich als die Tochter einer Sängerin, welche mi Glück in verschiedenen großen Städten Deutschlands, Belgiens und Hollands auftrat. Meine Mutter selbst bildete mich zu ihrem Stande heran, der, wie sie sagte, der freieste der Welt sei. Aber leider hatte ich eine höchst unbedeutende Stimme und entsprach den Erwartungen nicht, die man an mich stellte. So führte ich denn ein höchst abenteuerliches Leben und theilte Glück und Unglück mit meiner Mutter, das oft rasch wechselte, wie dies bei Künstlerinnen der Fall zu sein pflegt. Nirgends hatten wir Ruhe und Rast, wir reisten von Bühne zu Bühne, von Stadt zu Stadt, je nachdem es die Verhältnisse

erheischten. Ich erinnere mich, daß wir oft Tage lang zu Fuß gewandert sind. Dann wieder reisten wir in bequemen Wagen und wohnten in guten Hotels. Mir blieben diese Kontraste ein Räthsel. Bei schlechten Zeiten ward ich von meiner Mutter schlecht behandelt, als ob sie ihren Groll an mir auslassen wollte, die ich doch unschuldig daran war. Endlich hatte meine Mutter keine Stimme mehr, und ich mußte nun als Schauspielerin erwerben. Wo ich mich zeigte, hatte ich Glück. Die Direktoren wollten mich fesseln; meine Mutter ging auf einen dauernden Kontrakt nicht ein, ich sollte verdienen, viel verdienen. Sie setzte große Hoffnung auf meine Zukunft. Ich weiß nicht, woran es lag — hatte ich kein Talent oder keine Lust — zu etwas Außergewöhnlichem brachte ich es nicht. Mit allen Bühnenvorständen lebte meine Mutter in Streit, und dieser Streit endigte in der Regel mit meiner Entlassung. In einem Wuthanfalle äußerte meine Mutter einst, daß sie besser gethan haben würde, wenn sie statt meiner Schwester Louise mich fortgegeben hätte."

„Habe ich denn noch eine Schwester?" rief ich aus.

„Ja, eine Zwillingsschwester."

„Wo ist sie denn?“

„Bei Deinem Vater!

„Und wo ist mein Vater?“

„Meine Mutter tobte, ergoß sich in Verwünschungen über meinen Vater und gab mir weiter keine Auskunft. Einst fand ich Engagement bei einer reisenden Truppe. Hier führte ich eine Zeit lang ein ziemlich sorgloses Leben, denn meine Mutter hatte eine Reise angetreten, um sich nach meiner Schwester zu erkundigen. Plötzlich kam sie zurück. Sie war mit schönen Kleidern, guter Wäsche und mit Gelde versehen. In der Nacht mußte ich mit ihr heimlich abreisen; sie schützte vor, daß ich für eine solche Bühne zu gut sei. Wir reisten einen Tag und eine ganze Nacht. Unterwegs gab ich ihr zu bedenken, daß der arme Schauspieldirektor in große Verlegenheit geriethe, da nicht gleich eine andere Schauspielerin für mein Fach vorhanden sei.“

„Bah,“ rief meine Mutter, „Du wirst nie wieder die Bühne betreten. Das Leben einer Schauspielerin paßt nicht für Dich, Du bist zu Besserem geboren.“

„Was soll ich denn nun beginnen?“

„Du wirst zu einem alten Manne kommen, den Du Onkel nennst, damit Du ihn später beerben

kannst. Mit einem Worte, Du wirst die Stelle Deiner Zwillingsschwester einnehmen, die so thöricht gewesen ist, mit einem jungen Manne zu entfliehen. Ich hoffe, Du wirst klüger sein und das Glück nicht von Dir stoßen. Man wird Dich Louise nennen und wird Dich als solche behandeln, damit Niemand an einen Wechsel der Person glaube. Füge Dich und spiele die kleine Komödie, denn Du hast das Recht, die Stelle Deiner leichtsinnigen Schwester einzunehmen. Dadurch sicherst Du Dein Glück und das Deiner Mutter, die in ihren alten Tagen betteln gehen müßte, wenn ihr nicht hilfreich die Hand geboten wird."

„Ich wollte Einwendungen machen, aber die Bitten, Befehle, Drohungen, und endlich die Thränen meiner Mutter machten mich willig, auf den Plan einzugehen, der auch schon deshalb meinen Beifall hatte, weil mir das vagirende Künstlerleben nicht behagte. Ich fühlte den Drang, eine Dame zu spielen, ohne die Mittel dazu mühsam erwerben zu müssen. Die Frage, warum meine Schwester eine günstige Stellung muthwillig aufgegeben, legte ich mir damals nicht vor, und das Recht, ihre Nachfolgerin zu

werden, so glaubte ich, könne mir Niemand bestreiten.

„Auf einer Zwischenstation der Eisenbahn stiegen wir aus. Ein Wagen brachte uns in die Nähe einer Stadt die wir gegen Abend erreichten. In einem bescheidenen Wirthshause machten wir Toilette. Dann führte mich meine Mutter durch ein Wäldchen nach einem reizenden Landhause, das inmitten eines großen Parkes lag. Es mußte eine fürstliche Besitzsein."

„Hier wirst Du wohnen," sagte meine Mutter. „Außerdem wird es von Dir abhängen, dereinst die Besitzerin dieses Gutes zu sein."

„Und Du, Mutter?" fragte ich.

„Wenn es Dir wohl ergeht, mein Kind! wird es auch mir an Nichts mangeln. Wir sprechen mehr über diesen Punkt, wenn Du eingerichtet bist."

Während dieses Gesprächs waren wir durch den prachtvollen Garten gegangen. Trotz der herrschenden Einsamkeit ward Alles mit einem Fleiße gepflegt, als ob es zur Lust und Freude von Tausenden dienen sollte. Nie hatte ich so herrliche Laubgänge, so romantische Grotten, so liebliche Pavillons und so großartige Fontainen gesehen. Auf den Beeten duf-

teten die kostbarsten Blumen und in den schattigen Hainen sangen die Vögel. Vor uns lag das elegante Landhaus, dessen Freitreppe mit blühenden Orangen geschmückt war. Hier und da war ein Gärtner mit Säubern und Ordnen beschäftigt. Ein ganz anderer Himmel schien sich über mir auszuspannen, eine ganz andere Luft schien hier zu wehen. Das war ein Aufenthalt nach meinem Geschmacke. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß der Plan meiner Mutter scheitern könne, daß man mir ein Paradies zeigte, um mich an der Schwelle desselben zurückzuscheuchen.

„Wir betraten das Landhaus. Das Innere desselben übertraf die Erwartungen noch, die das Aeußere erweckte. Die Einrichtung zeigte von einem fürstlichen Vermögen, von Geschmack und Behaglichkeitsliebe. Meine Mutter zitterte am ganzen Körper, als sie durch die köstlichen Hallen schritt, die das Abendroth vergoldete."

„Eine alte Dienerin empfing uns; sie grüßte meine Mutter wie eine Bekannte. Als sie mich erblickte, fuhr sie erschreckt zurück."

„Was sagen Sie, Babet?" fragte meine Mutter.

„O, nun ist Alles gut!" rief die Alte. „Man möchte schwören, die undankbare Louise zu sehen, die

ihren frevelhaften Uebermuth bereuen wird. Sie hat großes Unheil hier im Hause angerichtet. Nehmen Sie Platz, ich melde Sie meinem Herrn, der Sie mit Ungeduld erwartet hat."

Die Alte entfernte sich.

„Wer ist denn der Herr?" fragte ich nun.

„Der Domherr P."

„Ein Domherr? Also ein Geistlicher?"

„Nein, mein Kind! Herr P. war früher Notar und führt als Verwalter geistlicher Stiftungen diesen Titel. Er hat sich längst von Geschäften zurückgezogen und verlebt nun in ruhiger Beschaulichkeit seine alten Tage, die ihm Deine Gegenwart versüßen soll."

„Wir konnten nicht lange sprechen, denn Babet kam zurück, um uns anzukündigen, daß der Domherr uns erwarte. Wir traten nun in einen Salon, dessen Glasthüre, die zu einer Terasse führte, geöffnet war. Ein kleines, eisgraues Männlein empfing uns. Der erste Eindruck, den der Domherr auf mich machte, hat sich nie verwischt. Denken Sie sich eine ganz kleine, zierliche Gestalt, einen kleinen Kopf mit schneeweißen Haaren, die dem Anscheine nach künstlich gelockt waren, tausend feine Furchen in dem

weißen Gesichte mit großen, hellen Augen, die stets lächelten, denken Sie sich zarte, blendend weiße Hände, die Brillantringe schmückten, denken Sie sich die moderne Toilette eines Jünglings von zwanzig Jahren — feinen schwarzen Frack, weiße Atlaskravatte, Weste von gelber Seide mit Blumen, schwarze Pantalons und lakirte Stiefel — nehmen Sie dazu das süßliche Wesen eines schmachtenden Liebhabers und Sie sehen den Domherrn P. vor sich, den Besitzer jenes prachtvollen Landhauses. Ich weiß nicht mehr, ob mich der Blumengeruch in eine nervöse Aufregung versetzte, oder der Duft wohlriechender Wasser, der den Kleidern des Domherrn entströmte. In jenem Augenblicke dachte ich, das ist eine köstliche Figur, eine Art Abbé, wie er uns in französischen Romanen und Lustspielen geschildert wird. Ich muß gestehen, daß der kleine Herr einen angenehmen Reiz für mich hatte."

„Meine Tochter Josefine!" sagte meine Mutter.

„Unverkennbar, unverkennbar!" rief der Domherr mit sanfter Stimme. „Ist das Fräulein unterrichtet?"

„Von Allem."

„Und Sie fügen sich, mein liebes Kind?"

Ich gab durch eine Verneigung meine Zustimmung zu erkennen.

„Vortrefflich, so kann ich die undankbare Louise vergessen, die ohne Zweifel einem traurigen Loose entgegengeht.“

„Während ich mit Babet einen Gang durch den Park machte, hielt meine Mutter eine lange Unterredung mit dem Domherrn. Dann nahmen wir ein köstliches Nachtessen ein. Nach dem Essen sang ich einige Lieder zu dem Piano, die den kleinen Herrn entzückten; er küßte mehr als einmal meine Hände und schenkte mir an demselben Abend noch einen kostbaren Diamantring. Babet wies mir das Zimmer an, das meine Zwillingsschwester bewohnt hatte. Es war ein so reizender Ort, daß ich nicht begriff, wie man es muthwillig hatte verlassen können. Außerdem fand ich eine kostbare Garderobe vor, die mir genau paßte. Alles vereinigte sich, um die Eitelkeit eines jungen Mädchens völlig zu befriedigen. Bücher und Musikalien waren im Ueberfluß vorhanden — es war mit einem Worte für Alles gesorgt.“

„Meine Mutter blieb den folgenden Tag noch in dem Landhause; am Morgen des zweiten Tages reiste sie heiter und zufrieden ab. Ich habe sie nicht

wiedergesehen. Meine nächste Sorge war nun, mich einzurichten. Langweile empfand ich nicht, die Stunden verflossen mir rasch.

„Einst suchte mich der Domherr in meinem Zimmer auf; er war freundlich und zuvorkommend wie immer. Mir schien, als ob er noch größere Sorgfalt auf seine Toilette verwendet hätte."

„Mein Kind!" sagte er, ich möchte ein Wort über Ihre Obliegenheiten mit Ihnen sprechen, wenn das, was ich fordern muß, als Obliegenheiten zu betrachten sind. Ihre Schwester hat mein Vertrauen auf eine schnöde Weise gemißbraucht — trotzdem werde ich Ihnen keinerlei Beschränkungen auferlegen, Sie mögen sich im Bereiche meines Besitzthums nach Gefallen bewegen. Von Ihnen wird das Glück Ihrer Mutter und Ihr eigenes abhängen."

„Was habe ich zu thun, mein Herr?"

„Nicht viel. Sie lassen sich Louise nennen und repräsentiren Ihre Schwester in jeder Beziehung. Sie haben sich nie aus diesem Landhause entfernt, lassen sich wie Ihre Schwester behandeln, gehen auf die Vergangenheit ein, wenn man Sie daran erinnert, und suchen eine Täuschung vollständig zu machen, die Ihnen erlaubt ist. Auf diese Weise

nützen Sie auch Ihrer Schwester Louise, die man sonst verfolgen würde, denn sie hat sich nicht nur des Mißbrauchs meines Vertrauens, sondern auch eines Verbrechens schuldig gemacht, dessen Bestrafung Ihre ganze Familie und vor Allen Dingen Ihre Mutter kompromittiren würde, die sich kaum eines ruhigen Lebens zu erfreuen begonnen hat. Ich würde mich deutlicher erklären; aber es ist unnütz, den Schleier von einer traurigen Vergangenheit zu ziehen, wenn auf diese Weise eine frohe Zukunft herbeigeführt werden kann. In Ihrer Hand liegt es also, Ihre Mutter und Ihre Schwester vor Schmach und Strafe zu bewahren. Sie sind der Welt gegenüber meine Mündel, und wenn ich einmal sterbe, werden Sie meine Erbin. Unternehmen Sie Nichts, ohne mich vorher davon in Kenntniß zu setzen. Theilen Sie mir Alles mit, was Ihnen geschieht. Vor allen Dingen suchen Sie die Annäherung junger Leute zu vermeiden. Für jetzt werden Sie einsam leben, werden sich unter meiner Leitung zu einer vornehmen Dame heranbilden, die später würdig in die große Welt tritt, um sich eines geachteten Namens und eines großen Vermögens zu erfreuen. Bewahren Sie sich die volle Unabhängigkeit Ihres Herzens, damit Sie

später eine vortheilhafte Verbindung eingehen können, die man für Sie projektirt hat. Das Geheimniß, dessen Bewahrer ich bin, ist guter Natur — aber es handelt sich um Ihr Vermögen, und darum seien Sie vorsichtig und vertrauen Sie mir, der ich nicht nur Ihr Vormund, sondern auch Ihr Freund und Lehrer bin. Jetzt wissen Sie Alles, was Ihnen vor der Hand zu wissen frommt.

„Nichts war leichter, als ein Versprechen zu erfüllen, das mir so viele Vortheile bot. Ich gelobte mit Hand und Mund, eine treue und folgsame Mündel zu sein.“

„Schon am nächsten Morgen sollte ich an meine Schwester erinnert werden. Ich hatte einen Spaziergang in den Wald gemacht, um Beeren zu pflücken In dem Augenblicke, als ich den Park wieder betreten wollte, tritt ein junger Mann, eine Art Student, an mich heran, nennt mich Louïse und erinnert mich an seinen Freund Albert. Ich glaubte meine Schwester zu kompromittiren, leugnete jede Bekanntschaft und eilte davon. Daß der Fremde mich für Louisen gehalten, war klar.

„Ah,“ dachte lächelnd der Justizrath, „dies ist das Begegnen, von dem mir Martin Faber erzählte.

Würden Sie sich des jungen Mannes wieder erinnern?" fragte er laut.

„Ich glaube kaum, denn ich war so befangen, daß ich ihn nur flüchtig angesehen habe. Auch hat dieses Begegnen mit ihm vor einigen Jahren stattgefunden. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich bei reiflicher Ueberlegung bedauerte, nicht weiter mit dem Fremden gesprochen zu haben, denn ich hätte gern Einzelnheiten über meine Schwester in Erfahrung gebracht. Soviel glaubte ich übrigens annehmen zu können, daß die Liebe in dem Leben Louisens eine Rolle spielte, eine Annahme, die sich später gerechtfertigt hat.

„Der Domherr unterrichtete mich in fremden Sprachen, und eine bejahrte Französin, die aus der Stadt kam, unterwies mich im Klavierspiel. Was ich wünschte, ward herbeigeschafft, und so verfloß der Sommer auf die angenehmste Weise."

Der Herbst war gekommen. Mein Vormund sprach von einer Reise nach Brüssel und deutete an, daß wir den Winter in der belgischen Hauptstadt verleben würden, damit ich mich in den feinen Salons bewegen lerne. Das war mir schon recht, denn ich sehnte mich nach glänzendem Umgange. Eine

große Dame zu spielen war ja von jeher mein Lieblingswunsch gewesen.

„Um diese Zeit erschien eine Dame in dem Landhause, eine schöne imposante Gestalt. Ich stand an dem Bassin und fütterte die Goldfische, die ich mit besonderer Vorliebe hegte. Der unerwartete Besuch überraschte mich. Auch die Fremde war überrascht, fast erstaunt, als sie mich erblickte. Sie sah mich lange forschend an, als ob sie aus meinen Zügen herauslesen wollte. Stolz und Würde sprachen sich in ihrem Benehmen aus."

„Kann ich den Domherrn sprechen?" fragte sie mit bewegter Stimme.

„Mein Vormund befindet sich in seinem Zimmer."

„Wollten Sie wohl meine Anmeldung übernehmen?"

„Sie überreichte mir eine Karte."

„Gern!"

„Unterwegs warf ich einen Blick auf das glänzende Papier. Ich las die Namen: „Albertine Bernhardt, geborene von Lisinsky." Der Besuch war also eine adelige Dame. Der Domherr verbarg sein Erstaunen, als er die Namen gelesen hatte."

„Wo ist die Dame?" fragte er.

„In der Veranda."

„Und sie hat Sie gesehen?"

„Ja. Ich übernahm die Anmeldung, da Babet nicht zugegen ist."

„Der Alte überlegte einige Augenblicke, Der Besuch schien ihn in Verlegenheit zu setzen; seine stete Freundlichkeit hatte einer ernsten Stimmung Platz gemacht."

„Gut, ich werde die Dame empfangen," sagte er endlich. „Aber nicht hier — führen Sie sie in das Besuchszimmer und laden Sie sie ein, Platz zu nehmen."

„Ich kam der Weisung nach. Zwei Minuten später befand sich die Dame in dem prachtvollen Besuchszimmer, das, so lange ich denken konnte, kein Besuch betreten hatte. Die Decenz erforderte, daß ich der Dame Gesellschaft leistete, bis mein Vormund ankam. Ich blieb, aber es fiel mir schwer, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Die Fremde hatte die ersten Jugendjahre längst hinter sich, es zeigten sich bereits einige graue Härchen auf ihrem Haupte — aber sie war immer noch schön, ich möchte sagen, majestätisch schön. Ihr Benehmen war würdevoll und gemessen,

ohne steif zu erscheinen. So hatte ich mir eine Dame von hohem Range gedacht."

„Mein Kind!" begann sie liebreich, „Sie sind die Mündel des Herrn P.?"

„Ja, Madame!"

„Louise?"

„Ich verneigte mich. Dabei fühlte ich eine glühende Hitze in meinem Gesichte; mir war, als ob ich mich unter den strengen Blicken eines Richters befände. Die Rolle, die zu spielen ich übernommen, war doch nicht so leicht. Nun, es war ja die erste Scene, und ich wußte aus Erfahrung, daß jede Künstlerin eine erste Befangenheit zu besiegen hat.

„Die Dame beobachtete mich, wie mir schien, sehr bewegt."

„Seit wie lange sind Sie in dieses Landhaus zurückgekehrt?"

„Seit wie lange? Sie irren, Madame! ich bin nie fort gewesen. So lange ich denken kann . . ."

„Mein Gott! Sie wären nicht verreist gewesen?" rief die Dame in höchster Ueberraschung.

„Nein."

„Mein liebes Kind! ersparen Sie sich die Mühe, mich zu täuschen. Wenn ich Ihnen sage, daß ich die

Mutter Alberts von Lisinsky bin, welche die romantische That ihres Sohnes zwar nicht rechtfertigt, aber jetzt, da sie einmal geschehen, auch nicht verdammt, so werden Sie mir wohl Ihr Vertrauen schenken. Ich bin gekommen, um die ernste Angelegenheit mit Ihrem Vormunde zu ordnen."

„Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Soviel aber schwebte mir deutlich vor, daß hier Aufklärung über meine Schwester zu erlangen sei, mithin auch über meine Mutter. Ehe ich zu einem Entschlusse gelangen konnte, trat der Domherr ein. Die Fremde erhob sich würdevoll; sie schien mit großem Erstaunen den kleinen Mann zu betrachten. Dieser bat mich artig, das Zimmer zu verlassen. Ich ging mit dem festen Vorsatze, das Gespräch zu belauschen. Die Einrichtung des Landhauses war mir längst bekannt. Jetzt galt es, mich zu überzeugen, daß ich vor Babet sicher sei, die nach Kräften die Interessen ihres Herrn zu fördern suchte und mich heimlich beobachtete. Ich sah die Alte tief im Garten zwischen den Obstbäumen, wo sie die Arbeit der Gärtner leitete. Einer Magd gab ich Auftrag, das Haus zu bewachen und fügte hinzu, daß ich einen kurzen Spaziergang durch den Wald machen wollte."

„Verlassen Sie sich auf mich!“ versicherte die Magd.

„Ich entschlüpfte über die Veranda, und gelangte mit leichter Mühe auf einen kleinen Balkon, der zu einem Kabinette führte, das an das Besuchszimmer grenzte. Thüren und Fenster standen offen. Das Kabinet ward durch eine mit grünen Vorhängen versehene Glasthüre von dem Hauptzimmer getrennt. Bald hatte ich meinen Platz so genommen, daß ich die beiden Personen beobachten konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Mein Vormund war überaus freundlich; er lächelte und sah auf seine weißen Hände. Die Dame aber schien stumm vor Erstaunen zu sein, denn sie stand aufrecht neben dem Sessel, auf dessen Lehne sie sich stützte. Mir kam es vor, als ob sie ein wenig schwankte.“

„Mein Herr!“ rief sie mit bebender Stimme, „Sie treiben die Mystifikation zu weit! Jene junge Dame ist die Gattin meines Sohnes.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß Sie irren, Madame! wenn eine Trauung stattgefunden hätte, müßte ich doch darum wissen. Louise hat nicht einen Tag mein Landhaus verlassen. Uebrigens lassen Sie uns ruhig verhandeln, vielleicht können wir durch gegen-

seitigen Austausch der Gedanken und Ansichten eine Verständigung herbeiführen. Zunächst erklären Sie mir nur, wie Sie auf den Gedanken kommen, daß meine Mündel die angetraute Gattin Ihres Sohnes sein soll."

Madame Bernhardt faßte sich in Geduld; sie nahm ihren Platz wieder ein und sagte:

„Mein Sohn besitzt einen natürlichen Hang zur romantischen Schwärmerei, und ich gestehe gern zu, daß ich in der Ueberwachung desselben ein wenig lässig gewesen bin. Albert hat lange und heimlich in einem zärtlichen Verhältnisse zu Ihrer Mündel gestanden. Er unternahm eine Ferienreise in die Gegend von Lübeck. Statt daß er zur bestimmten Zeit zurückkehrte, sandte er mir einen Brief aus Kopenhagen, worin er mir schrieb, daß er Louise, die Mündel des Domherrn P., entführt habe und jetzt mit ihr getraut sei. Meinen Schrecken können Sie sich denken. Zugleich sandte er mir dieses Porträt seiner jungen Gattin, die er als Urbild von Tugend und Liebenswürdigkeit schildert. Albert bittet mich, zugleich im Namen Louisens, Ihre Verzeihung zu erwirken, damit er zurückkehren könne. Was hilft es, wenn wir nachträglich zürnen? Was Gott zusammen=

gefügt hat, kann der Mensch nicht lösen. Ich entschloß mich also, zu Ihnen zu gehen. Bei meinem Eintritte in dieses Haus sehe ich nun dieselbe junge Dame, deren Porträt man mir übersendet. Nach dem Briefe, den ich gestern erhielt, muß das neuvermählte Paar in Kopenhagen sein — erklären Sie mir, mein Herr! den wunderbaren Zusammenhang dieser Dinge."

Der Domherr zuckte lächelnd die Achseln.

„Wie soll ich Ihnen mein Erstaunen zu erkennen geben!" rief er aus. „Man hat sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt. Meine Mündel haben Sie gesehen — es würde dies unmöglich sein, wenn sie sich in Kopenhagen befände."

„Aber das Porträt!" rief die Dame. „Das Porträt trägt den Poststempel „Kopenhagen."

„Ich vermag Ihnen keine Aufklärung zu geben."

„So berathen wir gemeinsame Schritte."

„Verzeihung, ich finde keine Veranlassung. Meine Verhältnisse kollidiren nicht im Geringsten mit den Ihrigen. Lassen Sie Ihren Sohn mit Gattin kommen . . ."

„Ich werde selbst nach Kopenhagen reisen."

„Desto besser! Erfreuen Sie mich durch einen Bericht, wenn Sie von der Reise zurückkehren.“

„Die Dame erhob sich, grüßte und verließ das Zimmer. Mein Vormund begleitete sie. Ich entschlüpfte aus dem Kabinette und stand wieder neben dem Bassin, als die beiden Personen erschienen. Madame Bernhardt betrachtete mich mit seltsamen Blicken, während sie an mir vorüberging. Die arme Frau erregte mein Mitleid, denn es ließ sich nicht verkennen, daß sie mit schwerem Herzen den Rückweg antrat. So war ich denn hinter eine That meiner Schwester gekommen, von der ich nicht wußte, ob ich sie billigen oder verdammen sollte. Louise hatte sich ohne die Einwilligung des Vormundes verheirathet, das war Alles! Und wahrlich, sie mußte ihren Mann wohl recht lieb haben, da sie glänzende Verhältnisse aufgegeben hatte, um ihm zu folgen. Es bemächtigte sich indeß meiner eine Besorgniß, nämlich die, daß meine Schwester gewisse Rechte haben und mich, die man statt ihrer eingeschmuggelt, früher oder später verdrängen könne. Außerdem mußte ich mir auch sagen, daß die Möglichkeit anzunehmen sei, Louise habe sich Vergehen zu Schulden kommen lassen, die ich in meiner

Stellung zu verantworten haben würde. Wenn ich nun die früher ausgesprochene Drohung des Domherrn bedachte und die Heimlichkeit der Angelegenheit überhaupt, so mußte ich zu dem Entschlusse gelangen, nach allen Seiten hin scharf zu beobachten und dem geschmeidigen Vormunde, der mich offenbar zu wichtigen Zwecken benutzte, auch unbedingt zu trauen. Ueber die Thätigkeit meiner Mutter konnte ich mir kein Urtheil bilden, aber ich nahm an, daß sie zu einer Spekulation ihre Hand reichte."

„Denselben Abend fuhr der Domherr zur Stadt. Es gehörte dies zu den Seltenheiten, und darum schloß ich, daß der Besuch der Dame den Anlaß dazu gegeben. Am folgenden Morgen beim Frühstück bemerkte ich, daß der kleine Herr nicht so ruhig als sonst war. Er lächelte zwar, aber sein Lächeln hatte eine Beimischung von Besorgniß. Nachdem die alte Babet sich entfernt hatte, sagte er:

„So kommt man hinter die Schliche der saubern Louise! Sie entflieht mit einem Abenteurer und verheirathet sich. Die Undankbare wird es bereuen."

„Haben Sie das erst gestern erfahren?“ fragte ich.

„Jene Dame brachte mir die Nachricht, die mich weiter nicht interessiren würde, wenn Sie nicht darunter zu leiden hätten.“

„Ich? Wie ist das möglich?“

„Louise hat Werthpapiere im Betrage von zehntausend Thalern mit sich genommen. Um so viel ist Ihr Vermögen also schon geschmälert. Was nun der junge Ehemann noch unternehmen wird, um Geld zu gewinnen, müssen wir abwarten. Ich erinnere Sie daran, daß ich Ihr Vormund bin und ernste Pflichten zu erfüllen habe.“

„Lieber Herr! wer ist denn nun mein Vater?“

„Sie werden ihn diesen Winter sehen. Bleiben Sie Ihrem Versprechen getreu und machen Sie Ihre leichtsinnige Schwester vergessen, so werden Sie an ein schönes Ziel gelangen. Ich stehe zu Ihnen mit Leib und Leben.“

„Wie aber kommt es,“ fragte ich, „daß Sie sich für meine Mutter und mich so stark interessiren?“

„Der kleine Herr ergriff meine Hand und küßte sie — zum ersten Male.“

„Nicht Ihretwegen allein,“ sagte er zärtlich

lächelnd, „habe ich die gewagte Intrigue eingeleitet es gibt noch einen Mann, der mir sein köstliches Gut, seine Tochter anvertraut hat. Diese Tochter; sind Sie. Ein glücklicher Zufall führte Ihre Mutter zu mir -- wir haben wieder eine Louise und Ihr Vater hat wieder eine Tochter. Glauben Sie mir, ich führe diese Täuschung nur zum Heile des guten Herrn aus. Und sind Sie nicht eben so gut seine Tochter, als Louise? Die Heimlichkeit, die ich beobachte, setzen Sie auf Rechnung Ihrer Mutter, die sich des Vertrauens nicht würdig bewiesen, das sie fordert. Für jetzt will ich Ihnen nur sagen, daß die unglückliche Frau mit ihren Kindern Spekulation treibt, ein Bemühen, das dem alten Herrn in tiefster Seele verhaßt ist. Darum hat er sich zurückgezogen und mir seine Familienangelegenheiten übertragen. Er besitzt in dieser Welt Nichts, das seinem Herzen Freude macht, als seine Tochter. Würde ihm diese entzogen, er würde unglücklich sein. Die Erbin seines Vermögens und seines Namens soll eine gediegene und den Verhältnissen gemäße Erziehung genießen. Daß die Einflüsse der Mutter vermieden werden, ist eine nothwendige Bedingung. Dieses Landhaus ist eigens für Louise

erworben — mißlingt die Erziehung, so hat meine Mündel Nichts zu erwarten. Das ist Alles, was ich Ihnen für jetzt mittheilen kann."

„Und wahrlich, es war auch genug, um mich zum ernsten Nachdenken aufzufordern. Sie sehen, Herr Justizrath! daß ich in eine Lage geworfen ward, die neben dem Verlockenden auch noch die Eigenheit hatte, daß sie mir die Durchführung einer Rolle auferlegte, die Muth und Verstellung erforderte. Ich war leichtsinnig genug, auf Alles einzugehen, natürlich mit dem festen Vorsatze, meiner Schwester und meiner Mutter zu nützen. Sehnsüchtig erwartete ich nun die Zeit, in der ich meinen Vater kennen lernen sollte. Der Domherr sorgte in liebenswürdiger Zuvorkommenheit für Alles, er kaufte selbst ein Pferd, daß ich reiten konnte. Langweile lernte ich nicht kennen. Beaufsichtigung fand nicht statt, man ließ mir volle Freiheit. So verfloß der Herbst."

„Da trat eines Abends Babet in mein Zimmer. Sie war erregt und ängstlich. Ich merkte es, obgleich sie es zu verbergen suchte."

„Fräulein Louise! packen Sie Ihre Koffer."

„Warum?"

„Wir werden morgen Früh nach Brüssel reisen."

„Das kommt ja sehr schnell," meinte ich überrascht.

„Ihr Vormund hat Briefe erhalten, die zur größten Eile auffordern. Ich glaube, es ist ein Krankheitsfall eingetreten. Darum säumen Sie nicht; ich werde Ihnen helfen. Wir werden wohl den ganzen Winter in Brüssel bleiben."

„Gegen zehn Uhr standen die Koffer gepackt in dem Zimmer. Ich war so aufgeregt, daß ich keinen Trieb hatte, das Bett aufzusuchen. Um mich zu zerstreuen, öffnete ich das Piano und spielte. Plötzlich fiel ein harter Gegenstand geräuschvoll in das Zimmer. Ich sprang auf — hinter mir lag ein Stein und an diesem Stein war ein Papier befestigt. Das Geschoß war durch das offene Fenster eingedrungen. Ich öffnete das Papier. Es enthielt folgende Zeilen:

„Reisen Sie ohne Furcht, es wacht ein Schützer über Sie. Der Domherr ist ein Schelm, er wird Sie um Ihr Vermögen betrügen, wenn er Sie nicht heirathen kann. Stellen Sie sich so lange gefügig, bis Sie das Testament Ihres Vaters in Händen haben, der schwer erkrankt ist."

„So fehlte zur vollständigen Romantik Nichts mehr — ich hatte auch einen geheimnißvollen Schützer. Uebrigens fühlte ich Muth genug, um es mit der Hölle aufzunehmen. Der kleine Domherr kam mir nicht gefährlicher vor, als die alte Babet, die mich mit großer Ehrfurcht behandelte und bediente. Aber wer war die Person, die sich mir als Schützer angekündigt hatte? Ich überlegte: zu den Bewohnern des Landhauses konnte sie nicht gehören. Wie war sie mitten in der Nacht zu dem Fenster gelangt? Wie konnte sie den Plan des Domherrn kennen, der gegen alle Welt so zurückhaltend verfuhr und mir gegenüber das Benehmen eines Erziehers beobachtete? Ich beschloß, den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten und meine Interessen so gut als möglich zu wahren."

„Die Nacht verfloß. Am nächsten Morgen fuhr ein bequemer Reisewagen vor, mit Extrapostpferden bespannt. Außer Babet, welche Kammerfrauendienste bei mir versehen sollte, begleitete uns Niemand. Die Bewachung des Landhauses ward dem alten Gärtner übergeben. So reisten wir den ganzen Tag. Der Domherr, ich muß es gestehen, unterhielt mich sehr angenehm; er war ein vollkommener Galanthomme. Wäre ich weniger eingeweiht gewesen, ich hätte sein

vorgerücktes Alter vergessen können. Babet saß in dem Kabriolet, das hinten an dem Wagen angebracht war. Alles ging gut. Nur Eines fiel mir auf: wir benutzten die Eisenbahnen nicht, trotzdem wir Eile hatten, das Ziel der Reise zu erreichen. Um keinen Verdacht zu erwecken, hütete ich mich, eine Bemerkung darüber zu machen. Wir passirten Köln, Aachen und erreichten die belgische Grenze — mir ward dies klar, als die Douaniers Visitation hielten. Der Domherr kürzte diese Procedur durch ein Geldgeschenk ab. Wir wollten an demselben Tage Lüttich noch erreichen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Der Postillon, der, wie sich später herausstellte, betrunken war, raste einen abschüssigen Berg herab und unser Wagen kollidirte dergestalt mit einem uns entgegenkommenden Lastwagen, daß er eine arge Verletzung erlitt. Wir hatten Mühe, uns in dem Fond aufrecht zu erhalten. Die arme Babet lag jammernd am Boden; sie behauptete, einen harten Stoß auf den Kopf erhalten zu haben. Der Postillon zankte und prügelte sich mit dem Fuhrmann — jede der streitenden Parteien wollte die Schuld an dem Unfalle von sich abwälzen.

„Der Domherr verlor seine Ruhe nicht; er

stiftete Frieden und ließ den beschädigten Wagen mit Hilfe des Fuhrmanns nach dem nächsten Dorfe schaffen, das eine halbe Stunde seitwärts von der Landstraße lag. Der Abend war angebrochen, als wir das Dorf erreichten. Hier bot sich uns eine traurige Aussicht für die Nacht. Von einem anständigen Gasthause war keine Spur vorhanden; der Dorfschmid unterhielt zugleich die Schenke, die Fremde beherbergte. Werkstatt, Wohnzimmer, Stallung für die Hausthiere und Schlafgemach — Alles befand sich in einem großen Raume, in dessen Mitte ein Feuer brannte, über dem an einer Kette ein großer Kessel hing, Unter andern Umständen würde mir die belgische Dorfschmiede sehr romantisch erschienen sein; bei der Aussicht aber, hier eine lange Herbstnacht verbringen zu müssen, kam sie mir abschreckend vor.“

„Der Schmid begann sofort die Reparatur des Wagens. Die Schmidin, eine muntere Bauersfrau besorgte ein frugales Abendessen und wies mir einen Verschlag an, in dem ein Bette stand. Daß ich das Bett der kranken Babet überließ, versteht sich von selbst. Ich nahm einen großen Lehnstuhl in Beschlag, der in der Nähe der Küche stand. Der Domherr hatte eine Bank tief im Hintergrunde ausfindig ge-

macht. Der Blasebalg schnob, das Feuer sauste und die Gesellen hämmerten. Es war schauerlich schön! An dem geöffneten Thore stand unser Reisewagen."

„Wohl eine Stunde hatte ich in meinem Stuhle gesessen und diesem Schauspiele zugesehen. Ich war müde, konnte aber nicht schlafen. Bei dem hellen Scheine des Feuers bemerkte ich, daß der Domherr zusammengekauert auf der Bank saß und der Natur ihren Tribut zollte — der alte Stutzer schlief fest. Aus dem Kragen des Reisepelzes sah nur der Kopf hervor, den eine Mütze von schwarzer Seide einhüllte. Ich mußte lächeln bei dem Gedanken, daß dieser alte Knabe noch Heirathsprojekte hegte. Die Zeit zum Schlafen war da, und er mußte schlafen, um mich kümmerte er sich nicht. Es war mir lieb, daß ich mir selbst überlassen blieb. Nach und nach verbreitete sich eine drückende Hitze in der Schmiede. Ich hüllte mich in meinen Mantel und trat in das Freie. Es war kühl, von dem klaren Himmel flimmerten die Sterne. In dem Dorfe erklang das Horn und der Gesang des Wächters. Vor mir glänzte die blanke Fläche eines Teiches, dessen Wasser rauschend über ein kleines Wehr floß. Hinter mir lag die Schmiede, deren Inneres einer Hölle glich. Die

Landschaft war so friedlich, so still, daß ich mich zu einem Spaziergange entschloß. Kaum hatte ich mich zwanzig Schritte entfernt, als ich einen Reiter erblickte, der sich langsam der Schmiede näherte. Er stieg ab, übergab sein Pferd einem Arbeiter und kam zurück, nachdem er mit diesem einige Worte leise gesprochen hatte. Der Reisewagen schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er betrachtete ihn von allen Seiten. Bei dem Feuerscheine, der aus dem Innern der Schmiede drang, konnte ich sehen, daß der Fremde ein junger Mann war. Seinen Kopf bedeckte ein runder Hut mit breiter Krämpe. Der Oberrock, den er trug, war bis an den Hals fest zugeknöpft. Sollte der Zufall den Fremden geführt haben? fragte ich mich. Ein unbestimmtes Gefühl brachte ihn mit der Person in Verbindung, die sich mir als meinen Schützer angekündigt hatte."

„An ein Ausweichen war nicht zu denken; zwei Minuten später trat mir der Fremde entgegen. Er grüßte und sprach sein Bedauern über das Unglück aus, das meine Reise unterbrochen."

„Wie können Sie das wissen?" fragte ich überrascht.

„Sie sind doch die junge Dame, die in Begleitung des Domherrn P. reist?"

„Ganz recht, mein Herr!“

„So nehmen Sie dieses Portefeuille, das ich an dem Orte des Unfalles gefunden habe.“

„Ich griff nach meinem Portefeuille. Es befand sich in der Tasche meines Kleides.“

„Mein Portefeuille!“

„Es trägt den Namen: „Louise.“

„Ah, dann kann ich es annehmen.“

„Hier ist es!“

„Ich empfing das zierliche Buch und verbarg es. Wenn ich annahm, daß ich das Eigenthum meiner Schwester nicht zurückwies, so hatte ich Recht. Die erste Anknüpfung mit dem Fremden war geschehen. Mit dem Interesse für seine Person verband sich die Neugierde, Näheres über ihn zu erfahren. Ich entfernte mich von der Schmiede und ging dem Teiche zu. Der junge Mann bat um die Erlaubniß, mich begleiten zu dürfen, die ich ihm gern gewährte. Ich berichte Ihnen nun, Herr Justizrath! das Gespräch, wie ich es in meinem Gedächtnisse aufbewahrt habe. Der Fremde entblößte sein Haupt, blieb vor mir stehen, sah mich an und fragte:

„Erinnern Sie sich meiner nicht mehr?“

„Diese Frage galt offenbar meiner Schwester. Jetzt galt es, die Rolle zu spielen, die ich übernommen hatte. Sie fiel mir, nachdem schon einige Szenen vorüber waren, eben nicht schwer mehr.

„Nein," antwortete ich; „aber wenn Sie meinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen wollen . . ."

„Der Fremde schien über meine Vergeßlichkeit erstaunt zu sein."

„Seit drei Jahren haben wir uns nicht gesehen," sagte er; „es mag wohl eine große Veränderung mit mir vorgegangen sein. Damals trug ich die Uniform eines Husaren-Offiziers . . ."

„Ah, rief ich mit erkünsteltem Erstaunen, Sie sind es!"

„Felix von Eberstein hatte nicht das Glück, Ihnen zu gefallen, trotzdem zwischen unsern Eltern ein Plan entworfen war, der nur unser Glück verfolgte."

„Also ein von meiner Schwester verschmäheter Liebhaber! Die Geschichte wurde immer interessanter. Ich hütete mich wohl, den Wahn des Herrn Felix zu zerstören, der, ich muß es gestehen, ein recht hübscher Mann war. Die Heirath Louisens kannte er offenbar nicht, da er die Kopie für das Original

nahm. Soviel ward mir klar, daß ich hier einen tiefern Blick in die Verhältnisse werfen konnte. Sofort nahm ich den Standpunkt ein, den mir Felix angewiesen hatte."

„Vergessen wir die Vergangenheit," rief ich aus, „bleiben wir bei der Gegenwart."

„Sie wollten damals auf eine nähere Bekanntschaft mit mir nicht eingehen."

„Mein Herr! ich war scharf beobachtet."

„So haben Sie wohl aus Furcht meinen Vorschlag zurückgewiesen?"

„Verzeihung, ich wußte nicht, was ich that."

„Louise!"

„Heute haben sich meine Gesinnungen und Ansichten geändert."

„Er drückte stürmisch meine Hand an seine Lippen. Ich fühlte wie er zitterte."

„So weisen Sie mich nicht ab?"

„Nein, mein Herr! es ist mir lieb, wenn ich mir einen Freund und Schützer erwerben kann."

„Einen Schützer gegen den Domherrn, der eigennützig gefährliche Zwecke verfolgt. Man hat mich durch Kabalen lange fern gehalten — jetzt befinde ich

mich wieder in Ihrer Nähe — haben Sie mein Billet erhalten?"

„Ach, Sie haben den Stein durch das Fenster geworfen?"

„Weil ich keinen anderen Weg kannte, Ihnen die Warnung zugehen zu lassen."

„Aber wer hat Sie von den Zuständen unterrichtet?"

„Sie werden Alles erfahren. Sorgen wir dafür, daß der Domherr meine Nähe nicht ahnt. Man schmiedet eine nichtswürdige Intrigue gegen Sie, und die Katastrophe ist nicht fern. Wäre es mir nicht gelungen, mich Ihnen auf der Reise zu nähern, ich würde wider Ihren Willen Sie überwacht haben."

„Die Arbeiter in der Schmiede führten ein sehr lautes Gespräch. Ich fürchtete, daß mein Vormund erwachen könne. Nachdem ich dem Fremden einen Wink gegeben hatte, ging ich in die Schmiede zurück. Der Domherr war völlig zusammengesunken, er lag in einem festen Schlafe. Seine Kräfte reichten nicht aus den Anstrengungen der Reise zu widerstehen. Ich ging zu Babet — sie lag wie eine Todte in ihrem Bette. Von diesen beiden hatte ich also eine Ueberraschung nicht zu fürchten. Der Schmid näh=

erte sich mir und fragte, ob ich einen Befehl zu ertheilen habe. Dabei machte er ein so schelmisches Gesicht, als ob er meine Gedanken erriethe."

„Ich kann nicht schlafen," antwortete ich ihm; „sollte mein Vormund erwachen und nach mir fragen, so geben Sie mir ein Zeichen."

„Verlassen Sie sich auf mich, meine Dame."

„Wann wird unser Wagen fertig sein?"

„Ehe die Sonne aufgeht. Wir arbeiten die ganze Nacht."

„Nun war ich sicher. Als ich in das Freie trat, war der Mond aufgegangen. Felix lehnte gedankenvoll an einem der Bäume, welche die Schmiede umstanden. Jetzt konnte ich sein schönes, männliches Gesicht erkennen; es lag ein Zug von Schwermuth darin, der für mich ein unbeschreibliches Interesse hatte. Er bot mir den Arm und wir gingen dem Teiche zu."

„Louise!" begann er, „erlauben Sie mir, daß ich in dem vertraulichen Tone fortfahre, den Sie mir einst anzuschlagen gestatteten. Ich frage nicht, ob Ihr Herz noch frei ist — was ich für Sie zu thun gedenke, ist eine Aufgabe, zu der mich die Ehre verpflichtet."

„Beruhigen Sie sich, Herr von Eberstein! dafür, daß ich mit der Welt nicht in Berührung kam, hat mein gewissenhafter Vormund gesorgt. Ich kann Ihnen nur sagen, daß er von einer glänzenden Partie gesprochen hat, die man längst für mich projektirt. In Brüssel soll meine Erziehung vollendet werden."

„Ah, in Brüssel!" rief er aus.

„Wundert Sie das?"

„Nein. Man will Sie also dem Schauplatze der Ereignisse ganz nahe rücken. Das ist gut, recht gut und paßt in meinen Plan."

„Mein Herr! was wissen Sie von meinem Vater?" fragte ich rasch.

„Hat man Ihnen keine Mittheilungen gemacht?"

„Keine. Ich kenne nicht einmal den Namen meines Vaters."

„Felix blieb bestürzt stehen. Alle seine Gesichtsmuskeln zuckten. Ich sah, daß er sich für einen Augenblick entfärbte."

„Unerhört!" murmelte er. „Ihr Vormund mißbraucht auf eine schändliche Weise das Vertrauen, das man in ihn setzt. Ihr Vater ist der Oberst von Melin."

„Ich erinnerte mich, diesen Namen von meiner

Mutter gehört zu haben. Den Obersten selbst hatte ich nie gesehen."

„Der arme Mann ist zu beklagen," fuhr er fort. „Er war ein Freund meines verstorbenen Vaters, der mit ihm gegen Frankreich gefochten hat. Beide haben Freud und Leid ehrlich getheilt. Der Oberst schied aus dem Heere und begann mit seinem kleinen Vermögen zu spekuliren. Jener Domherr, der damals noch Notar war, unterstützte ihn. Das Glück war ihm hold, und in wenigen Jahren hatte er ein ungeheures Vermögen gewonnen. Trotzdem stand der Oberst isolirt in der Welt, er hatte keine Freude. Für wen hatte er gesorgt und gewagt? Da erinnerte er sich einer Tochter — er vertraute sie dem Notar an, der zugleich das Vermögen verwaltete. Die Ereignisse der Zwischenzeit kenne ich nicht; aber ich weiß, daß der Oberst von Melin jetzt in einem Irrenhause schmachtet."

„Mein Gott!" rief ich entsetzt.

„Und das ist das Werk jenes Notars!"

„Der Mann sieht so unschuldig, so gutmüthig aus."

„Maske, nichts als Maske!"

„Sollte er seine Bosheit so weit treiben?"

„Er hat noch mehr gethan. —“

„Was?“

„Er hat meinen Vater vernichtet, weil dieser Einfluß auf den Obersten ausübte.“

„Unerhört!“

„Schmach und Schande haben meinen armen Vater in die Grube gebracht. Noch fehlen mir die Mittel, das entsetzliche Dunkel aufzuhellen; aber ich werde sie mit Gottes und Ihrer Hilfe erlangen. Sie sehen, daß wir gemeinschaftlich handeln müssen. Mir bleibt die Aufgabe, ein scheußliches Verbrechen zu entdecken — Ihnen, einem Verbrechen vorzubeugen, durch das Sie um Ehre und Vermögen kommen.“

„Hier ist meine Hand!“

„Ich nehme sie an.“

„Handeln wir gemeinschaftlich. Sie bleiben in meiner Nähe, ich unterrichte Sie von Allem, was vorgeht.“

„Ein leises Pfeifen ließ sich vernehmen. Ich dachte an den Schmid. Rasch eilte ich in das Haus zurück. Der Meister stand auf der Schwelle.“

„Galt das mir? fragte ich.“

„Ja. Sehen Sie dorthin!“

„Mein Vormund war erwacht; er saß auf der

Bank und starrte düster vor sich hin. Ein Fieberfrost schüttelte ihn. Ich benutzte den Augenblick und warf mich in den Lehnstuhl. Gleich darauf verließ der Domherr seinen Platz. Er hüllte sich fester in den Pelz und kam zu mir. Ich stellte mich als ob ich aus einem unruhigen Schlummer erwachte."

„Louise," flüsterte er freundlich und theilnehmend, „das ist eine entsetzliche Nacht. Mir kommt sie endlos vor. Haben Sie geschlafen?"

„Nein. Ich sehe den Arbeitern zu, das ist eine Unterhaltung. Aber Sie sollen ruhen — in Ihrem Alter —"

„O, sprechen Sie nicht von meinem Alter! Quälten mich nicht die Sorgen um Sie, ich würde nicht einen Augenblick meine frohe Laune verlieren."

„Der kleine, unscheinbare Mann, duftend nach Pomaden und wohlriechenden Wassern wie ein kokettes Weib, da stand er vor mir süßläachelnd, ganz Zärtlichkeit, ganz Sorgfalt. Wer hätte in ihm den Dämon gesucht, der so heillose Tücke verübt! Sein gutmüthiges Gesicht kam mir ein wenig einfältig vor, zumal wenn er lächelte. Er sah nach seiner goldenen Uhr.

„Mitternacht!" sagte er seufzend. „Armes

Kind! wenn der Aufenthalt in diesem schrecklichen Hause Ihrer Gesundheit nur nicht schadet!"

„Ich beruhigte ihn. Dann sprach er von den Wechselfällen des Lebens und versicherte, daß er, um mich glücklich zu machen, die größten Opfer bringen würde."

„Um ihn zu täuschen, stellte ich mich sehr ermüdet. Er legte mir den Reiseshawl auf die Lehne des Sessels und drückte bei dieser Gelegenheit einen Kuß auf meine Stirn. Seine Lippen waren kalt wie Stein. Dann machte er Miene, bei mir zu wachen. Das war eine schlechte Aussicht. Da kam der Schmid. Er machte mir den Vorschlag, den Rest der Nacht in der Kammer seiner Frau zu verbringen, damit der Herr den Platz im Stuhle einnehmen könne. Der Vorschlag gefiel mir. Der Domherr, der mich gern zurückgehalten hätte, mußte sich fügen, um den Beweis von seiner Zärtlichkeit für mich zu liefern. Ich folgte dem Schmid in ein Kämmerchen, das dicht neben der Arbeitsstatt lag. Hier schlief die Frau mit zwei Kindern in einem großen Bette, das durch Vorhänge geschlossen war. Auf dem Tische brannte eine kleine Zinnlampe. Ich

warf mich in den Stuhl, der neben dem Fenster stand.

„Meine liebe Dame!“ begann der Schmid, „öffnen Sie das Fenster; ich werde gleich den jungen Herrn in den Giebel führen. Wenn man plaudert vergeht die Zeit rascher.“

„Ich beschenkte den Mann mit einigen Geldstücken. Dann verließ er die Kammer. Fünf Minuten später hörte ich ein leises Klopfen an der Fensterscheibe — der Schmid flüsterte mir zu, daß der junge Herr, der für sein Pferd sorge, bald kommen werde. Ich benützte die Zeit, um das Taschenbuch zu prüfen, das Felix gefunden hatte. Wer konnte es verloren haben? Mein Vormund oder Babet? Es enthielt einige Briefe von Felix von Eberstein, die in leidenschaftlichen Ausdrücken von Liebe sprachen. Mehr ließ sich nicht erkennen, als daß zwischen ihm und meiner Schwester eine sentimentale Korrespondenz stattgefunden hatte. Auf einem Blatte des Büchleins fand ich die Bemerkung: „Ich werde nie meine Freiheit verkaufen; Reichthum kann nicht über mein Herz bestimmen. Die leidige Spekulation bringt nur Unglück. Armer Felix!“

„Diese Worte gaben mir hinreichenden Aufschluß

über das Verhältniß meiner Schwester zu Felix. Er war nicht der Mann ihres Herzens. Mein Hang zur Romantik erwachte in seiner ganzen Stärke — vielleicht konnte ich, die Doppelgängerin Louisens, den armen verschmäheten Mann entschädigen."

„Bald erschien Felix am Fenster. Wir plauderten die ganze Nacht, machten Feststellungen für die Zukunft und, ich leugne es nicht, der junge Mann machte auf mich den vortheilhaftesten Eindruck. Er hielt mich für Louise und freute sich der Sinnesänderung derselben. Um ihm die Illusion nicht zu rauben, vermied ich es, der frühern Verhältnisse zu erwähnen, die ich nur oberflächlich voraussetzen konnte."

„Ich habe ein ruheloses Leben geführt," sagte er; „meine Familienangelegenheiten sind vor der Hand so geordnet, daß ich nun wieder an meine Herzensangelegenheiten denken kann — Louise, stoßen Sie mich nicht von sich. Möge der Vormund seinen Zweck erreichen oder nicht — ich weihe Ihnen mein ganzes Leben. Hoffte ich nicht, die Bubenstreiche des Domherrn an das Licht zu ziehen und Ihrem unglücklichen Vater einen Dienst zu leisten, ich würde

mit einem Schlage die Intrigue vernichten. Aber Gewalt führt nicht zum Ziele wir müssen der List List entgegenstellen."

„Der Morgen dämmerte, als der Schmid ankündigte, daß der Wagen zur Weiterreise fertig sei. Ich nahm von Felix Abschied. Der Domherr hatte bereits Babet geweckt, die sich wieder wohl fühlte. Der Postillon brachte die Pferde, und wir fuhren ab, nachdem in der Schmidin noch ein Geschenk gemacht hatte. Um Mittag kamen wir in Lüttich an, wo wir einige Stunden in einem bequemen Hotel ruheten. Der Domherr machte einen Geschäftsgang in der Stadt ab. Als er zurückkehrte, kündigte er an, daß wir die Reise nach Brüssel auf der Eisenbahn machen würden, da Zeit und Verhältnisse drängten. Glücklicherweise sah ich Felix in dem Hofe des Hotels; in einem Zettel, den ich hinabwarf, zeigte ich ihm die veränderte Reise an. Er nickte mir dankend zu und verschwand."

„Gegen Abend reisten wir ab; in der Nacht erreichten wir Brüssel. Wir stiegen in einer Privatwohnung ab, die bereits für uns eingerichtet war. Babet schien hier bekannt zu sein, denn sie begann zu wirthschaften, als ob sie zu Hause wäre. Am folgen-

den Morgen waren die Anstrengungen der Reise vergessen und ich gab mich mit ganzer Seele dem Leben in der großen Stadt hin, das mir, wie es sich jetzt bot, völlig neu war."

„Der Domherr ward von Geschäften stark in Anspruch genommen; er empfing Besuche und machte Besuche. Ein alter Herr fiel mir besonders auf; dieser kam mehrmals des Tages, hatte es stets sehr eilig und verkehrte in großer Heimlichkeit mit meinem Vormunde. Man gestattete mir zwar unbegrenzte Freiheit, aber ich glaubte dennoch zu bemerken, daß Babet mit verschärfter Sorgfalt über mich wachte. Man führte mich in das Theater, zeigte mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt und stellte eine glänzende Equipage zu meiner Verfügung."

„Wir wohnten schon einige Tage in der Residenz; aber von Felix hatte ich noch keine Spur entdeckt. Dieser Umstand machte mich besorgt, denn ich hatte den jungen Mann wirklich lieb gewonnen. Sollte man seine Annäherung bemerkt und ihn entfernt haben? Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ihm meine Wohnung bis jetzt unbekannt geblieben."

„Der Domherr hielt sein Versprechen: er öffnete

mir das Leben einer großen Dame. Ich erhielt ein schönes Pferd, und ein Stallmeister unterrichtete mich in der edlen Reitkunst. In dem ersten Mode-waaren-Magazin der Residenz hatte ich einen unbegrenzten Kredit. Es schien, als ob man mich durch Glanz und Luxus betäuben wolle. Und wahrlich, in den ersten acht Tagen kam ich nicht zur Besinnung, ich dachte kaum an den eigentlichen Zweck der Reise. Aber noch hatte ich keinen Salon betreten, noch hatte ich die feine Gesellschaft nicht kennen gelernt. Auch dieses Ziel sollte erreicht werden."

„Eines Morgens trat der Domherr in mein Zimmer; er hatte eine köstliche Toilette gemacht und duftete wie ein Parfümerieladen. Seine Wangen waren geschminkt und seine Haare gekräuselt. Ich konnte den Ausruf nicht unterdrücken:

„Wollen Sie am frühen Morgen schon zu Balle gehen?"

„Nein, meine Holde! aber ich werde mit Ihnen einen Morgenbesuch abstatten."

„Ah, einen Morgenbesuch! Und wem?"

„Einer vornehmen, geistreichen und geachteten Dame."

„Wer ist sie?“

„Der Domherr antwortete mit einem stolzen Lächeln:

„Die Gräfin von Ripon.“

„Zu einer Gräfin wollen Sie mich führen?“

„Ich hoffe, daß diese Dame bald Ihre Freundin sein wird. Von ihr können Sie lernen, was zu dem feinen Leben gehört. Louise!“ fügte er zärtlich hinzu, „für Sie beginnt eine neue Existenz; die Vergangenheit liegt hinter uns wie ein trübes Meer, das wir bei Sturm und Regen durchschifft haben — jetzt sind wir an einem schönen, von der Sonne bestrahlten Lande — erfassen Sie das Leben nicht mit den engherzigen Begriffen der armen Leute, sondern zeigen Sie sich als die Dame von Welt und gutem Ton. Treten Sie mit Selbstvertrauen auf und vergessen Sie nicht, daß Ihr Vormund eine unerschöpfliche Quelle für Sie ist. O, ich segne tausendmal die Wandlung der Dinge — Sie sind die Louise, wie ich Sie erziehen sollte.“

„Sorgen Sie nicht, mein Herr! ich werde die Dame repräsentiren, wie Sie es wünschen. Wann aber werde ich meinen Vater sehen?“

„Sie werden ihn sehen, sobald ihre Erziehung

vollendet ist, die jetzt in das letzte Stadium tritt. Der alte Herr war krank — er ist nun wieder genesen. Bereiten Sie sich vor; in einer halben Stunde fahren wir zu der Gräfin Ripon."

„Ich ließ Babet kommen und machte eine glänzende Toilette. Dann erschien der Domherr wieder. Er betrachtete mich erstaunt und küßte mir zitternd die Hände. Es war dies das erste Mal, daß ich eine so ungewöhnliche Aufregung an ihm wahrnahm. Ich stellte mich, als ob ich sie nicht bemerkte."

„Louise!" rief er, „Ihre Toilette ist nicht vollständig."

„Was fehlt noch?"

„Ein Diamantschmuck."

„Daran habe ich nicht gedacht."

„Wohl aber ich," sagte verbindlich der Domherr. „Meine Perle soll in dem Kreise der Damen an Glanz keiner nachstehen. Nehmen Sie."

„Er zog ein rothes Etui aus der Tasche und überreichte es mir. Das Etui enthielt ein kostbares Halsgeschmeide und ein Armband, wie ich es nie gesehen. Babet mußte mir Beides auf der Stelle anlegen. Der Domherr forderte als Lohn einen Kuß. Ein leichtes Frösteln befiel mich; aber ich

stattete den Dank ab, um keinen Argwohn zu erwecken. Als ich vor dem Spiegel stand und den strahlenden Schmuck betrachtete, stieg in mir unwillkürlich der Wunsch auf: könnte dich doch Felix so sehen!"

„Das war ein gutes Zeichen!" rief der Justizrath.

„O, ich hatte ihn nicht vergessen. Sein Fernbleiben machte mir sogar Sorgen."

„Und heute?" fragte der Justizrath.

Die junge Dame senkte ihr Auge und flüsterte:

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf den Verlauf meiner Erzählung verweise; mein Verhältniß zu Felix ist einer von den Punkten, betreffs deren ich Ihres juristischen Rathes bedarf. Sie sehen, ich betrachte Sie als meinen Beichtvater und eröffne Ihnen jede Falte meines Herzens."

„Nur dann kann ich Ihnen wahrhaft nützen."

„Sollte ich mich hier oder dort nicht klar ausdrücken, oder sollten Sie von Zeit zu Zeit Widersprüche finden, so haben Sie die Güte und fragen Sie — —"

„O, mein Fräulein! Sie erzählen vortrefflich."

Beide stießen mit den Gläsern an und tranken.

Der Justizrath war entzückt über seine reizende Klientin, die, je nach der Situation, lebhaft und feurig, oder sentimental und ruhig war. Es war nicht zu verkennen, daß sie einst dramatische Künstlerin gewesen.

„Ich bitte, fahren Sie fort!"

Josefine verneigte sich und begann von Neuem.

„Der Wagen brachte uns zu der Gräfin von Ripon. Die Dame bewohnte ein schönes Hotel in einer der lebhaftesten Straßen. Ein Portier empfing uns und ein betreßter Diener führte uns in den Salon. Dann ging er, um seine Herrin von dem Besuche zu unterrichten. Wohin ich mich wandte, sah ich Luxus, und Eleganz. Die Dame mußte sehr reich sein. Mein Vormund lächelte als ich verwundert die kostbaren Gemälde betrachtete und alle jene Kleinigkeiten, welche die reichen Leute zur Ausschmückung ihrer Zimmer verwenden."

„Ist die Gräfin verheirathet?" fragte ich.

„Ja, und sehr glücklich verheirathet. Gefällt Ihnen das Hotel?"

„Es ist reizend."

„Sie haben zu bestimmen, und in kurzer Zeit bewohnen Sie einen ähnlichen Raum. Fehlt Ihnen

auch der Titel der Gräfin, so haben Sie doch das Vermögen einer solchen. Sie empfangen es aus meiner Hand. Louise! Ich sorge für Sie, nicht wie ein Vater, sondern wie ein glühender Verehrer. Ja, Louise! ich bin stolz auf Sie. Alles was die Welt zu bieten vermag, lege ich Ihnen zu Füßen."

„Der kleine Mann rückte immer deutlicher mit seinem Plane heraus. Der Vormund verwandelte sich nach und nach in einen Liebhaber. Fühlte ich nun auch eine Art Ekel vor dem Domherrn, so ertrug ich dennoch geduldig seine Zärtlichkeiten, und je weniger ich ihm Widerstand entgegensetzte, je kühner ward er. So erlaubte er sich meine Schulter zu küssen und den Nacken wenn ich mich nach einem Bilde wandte."

„Ein elegantes Kammermädchen trat ein, eine echte Französin. Sie kündigte das Erscheinen der Gräfin an, dann öffnete sie eine Seitenthüre, und die Dame rauschte herein. Sie entsprach dem Bilde durchaus nicht, das ich mir von Ihr gemacht; aber trotzdem muß ich bekennen, daß sie eine reizende Erscheinung war, eine eigenthümliche, pikante Schönheit. Die Gräfin Ripon war klein und brünett; aber ihr Gesicht war so reizend, so fein, so frisch

und so lebendig, daß ich die Züge für das Gebilde eines geschickten Malers hielt. Der Teint war bleich wie Wachs; aber die Wangen schimmerten in dem feinsten Rosenroth. Das große dunkle Auge war freundlich und lebhaft, wie das ganze Wesen der Dame. Ihre Körperformen waren zierlich und üppig zugleich. Sie mochte sechs bis siebenundzwanzig Jahre zählen."

„Nachdem mich mein Vormund ihr vorgestellt, führte sie mich mit großer Liebenswürdigkeit zu der Causeuse neben dem Kamine, hinter dessen vergoldetem Gitter ein großes Feuer brannte. Der Domherr sank nachlässig auf einem der prachtvollen Sesseln nieder. Das Gespräch war bald sehr lebhaft. Die Gräfin entwickelte eine Gewandheit, die mich mit Bewunderung erfüllte. Wäre ich ein Mann gewesen, ich hätte ihr zu Füßen niedersinken müssen. Aber trotzdem beobachtete sie eine gewisse Zurückhaltung, die durchaus nicht erkünstelt schien. Nur eins gefiel mir nicht: sie kokottirte zu viel mit ihren allerdings nicht gewöhnlichen Reizen. Wer sie zum ersten Male gesehen, hätte sie für ein Mädchen halten müssen."

„Sie haben lange auf sich warten lassen!" rief

sie meinem Vormunde zu. „Fast möchte ich Ihnen zürnen, daß Sie mir die Bekanntschaft Ihrer liebenswürdigen Mündel so lange vorenthalten."

„Dabei reichte sie mir freundlich die kleine Hand."

„Gnädige Frau!" antwortete der Domherr, „man darf Ihnen nicht unvorbereitet kommen; ich kenne die Tragweite des ersten Eindrucks . . ."

„Sie sind ein Mann von Welt!"

„Danke gnädige Frau!"

„Heute bietet sich mir wiederum eine Gelegenheit, Ihnen meine Bewunderung auszudrücken. Eine Freundin, die mir Ihre Hand zuführt, ist stets willkommen."

„Sie hören es, Louise!" wandte sich der Domherr an mich. „Wir müssen auf dieses Kompliment ein großes Gewicht legen, da die Frau Gräfin sehr wählerisch in Ihrem Umgange ist."

„Vergessen Sie nicht, daß ich verheirathet bin. Eine Frau hat Rücksichten auf den Mann zu nehmen und um so mehr, wenn sie sich der unbedingtesten Freiheit erfreut. Ich habe mich sehr jung verheirathet; aber ich bereue es nicht. Und Sie, mein Herr! sind immer noch Junggeselle."

„Ah, das hat seine Gründe!“

„Sie begehen einen Frevel an der Frauenwelt.“

„Fühlen Sie sich denn auch ganz glücklich?“ fragte der kleine Mann mit einiger Beziehung.

„Vollkommen!“

„Sie verzeihen, daß ich als der Freund Ihres Hauses . . .“

„Die Frage ist in dem Munde eines Freundes sehr natürlich. Der Graf ist viel älter, als ich; wer den Unterschied der Jahre betrachtet, kann unmöglich an unser Glück glauben. Aber wie klein, wie engherzig sind die modernen Begriffe von der Ehe — scheint es doch, als ob die platonische Liebe keine Geltung habe!“

„Sie verschaffen ihr Geltung!“ rief der Domherr.

„Es ist mein Bemühen.“

„Man beneidet Sie um das Glück, daß Sie in der Ehe finden.“

„Weil ich Ueberspanntheit hasse, und die geistigen Vorzüge schätze. Meine arme Schwester hat einen jungen Mann geheirathet — er hätte sich erschossen, sie hätte sich vergiftet, wenn die Ehe nicht

zu Stande gekommen — das war eine stürmische, feurige Jugendliebe; heute liegt mir die Pflicht ob, die arme Mutter mit den Kindern zu ernähren.“

„Wo ist der Mann?“

„Er lebt als Industrieritter in Paris und gedenkt sich nächstens mit einer reichen Alten zu verheirathen. Meine Schwester ist vor der Zeit gealtert — seit Jugend und Schönheit verschwunden, hat sie den Mann nicht mehr fesseln können. Doch, lassen wir das — ich will meine neue Freundin nicht durch traurige Bilder entmuthigen. Möge Sie einst so glücklich in der Ehe werden, als ich es bin — dies ist der Wunsch, den ich mit dem Herzen ausspreche.“

„Ich dankte durch eine Verneigung.“

„Die Gräfin sprach im Tone der Ueberzeugung; ich konnte also an der Wahrheit ihrer Worte nicht zweifeln. Es ist wohl verzeihlich, daß ich neugierig ward den alten Mann zu sehen, dessen geistige Liebenswürdigkeit die junge Frau so hoch beglückte. „Der Domherr fragte nach dem Grafen.

„Er ist in der Messe,“ war die Antwort. „Ich erwarte ihn zum Frühstück.“

„Man sprach nun über die bevorstehenden Wintervergnügungen. Die Gräfin wollte zwei Bälle geben, an denen nur die vertrautesten Freunde theilnehmen sollten. Ich ward im Voraus dazu eingeladen.

„Eine halbe Stunde später kündigte die Zofe den Grafen an. Die junge Frau flog ihm bis in das Vorzimmer entgegen. Arm in Arm mit ihm trat sie in den Salon. Himmel, welch eine Jammergestalt erblickte ich! Der Graf mochte mehr als sechzig zählen; er hatte eine lange hagere Gestalt, ging aber so gebückt an seinem Krückstocke, daß er nicht viel größer erschien, als mein Vormund, der ihn freundlich begrüßte. Ein unangenehmes Hüsteln hinderte ihn, fließend zu sprechen. Trotz der Mühe, die er sich gab, stark zu erscheinen, sank er ächzend in einen Sessel."

„Wahrlich, dachte ich, die junge Dame muß echt platonisch lieben!"

„Wir gingen in das angrenzende Zimmer zum Frühstück, das der ganzen Einrichtung des Hotels entsprach. Zwei Lakaien in prachtvoller Livrée bedienten uns. Der kranke Graf war ganz Zärtlichkeit für seine junge Gattin — das Essen schmeckte ihm

nicht, er fand nur Genuß daran, ihre Hände und Arme zu küssen, die sie ihm willig überließ. Das Benehmen der beiden Gatten kam mir wie ein Spiel vor. Die Gräfin behandelte ihren Mann wie ein eigensinniges Kind, und dies führte sie mit einer Unbefangenheit und Zärtlichkeit aus, mit einer Geduld, die mich zur Bewunderung hinriß. Es gehörte eine Ueberwindung dazu, deren ich mich nicht fähig fühlte. Als wir uns trennten, hatte ich die Ansicht gewonnen, daß die Gräfin entweder eine schlaue Betrügerin oder ein Muster von Frau sein mußte."

„Am folgenden Tage erwiederte die Gräfin den Besuch; sie kam allein. Der Graf sei unwohl, hieß es. Das Benehmen der Dame war so herzgewinnend, daß ich ihr unwillkürlich zugethan ward. Sie kam mir vor, als ob sie gar nicht verheirathet sei. Sie beklagte zwar die Krankheit ihres Mannes, schien sich aber weiter nicht zu grämen. Von nun an war die Freundschaft geschlossen; wir sahen uns täglich und besuchten Conzerte und Theater. Dies war mir lieb, denn dadurch, daß ich mich öffentlich zeigte, glaubte ich die Aufmerksamkeit des armen Felix zu erregen, damit er sich mir nähern konnte."

„Und so geschah es wirklich. Eines Abends sah

nicht, er fand nur Genuß daran, ihre Hände und Arme zu küssen, die sie ihm willig überließ. Das Benehmen der beiden Gatten kam mir wie ein Spiel vor. Die Gräfin behandelte ihren Mann wie ein eigensinniges Kind, und dies führte sie mit einer Unbefangenheit und Zärtlichkeit aus, mit einer Geduld, die mich zur Bewunderung hinriß. Es gehörte eine Ueberwindung dazu, deren ich mich nicht fähig fühlte. Als wir uns trennten, hatte ich die Ansicht gewonnen, daß die Gräfin entweder eine schlaue Betrügerin oder ein Muster von Frau sein mußte."

„Am folgenden Tage erwiederte die Gräfin den Besuch; sie kam allein. Der Graf sei unwohl, hieß es. Das Benehmen der Dame war so herzgewinnend, daß ich ihr unwillkürlich zugethan ward. Sie kam mir vor, als ob sie gar nicht verheirathet sei. Sie beklagte zwar die Krankheit ihres Mannes, schien sich aber weiter nicht zu grämen. Von nun an war die Freundschaft geschlossen; wir sahen uns täglich und besuchten Conzerte und Theater. Dies war mir lieb, denn dadurch, daß ich mich öffentlich zeigte, glaubte ich die Aufmerksamkeit des armen Felix zu erregen, damit er sich mir nähern konnte."

„Und so geschah es wirklich. Eines Abends sah

nicht, er fand nur Genuß daran, ihre Hände und Arme zu küssen, die sie ihm willig überließ. Das Benehmen der beiden Gatten kam mir wie ein Spiel vor. Die Gräfin behandelte ihren Mann wie ein eigensinniges Kind, und dies führte sie mit einer Unbefangenheit und Zärtlichkeit aus, mit einer Geduld, die mich zur Bewunderung hinriß. Es gehörte eine Ueberwindung dazu, deren ich mich nicht fähig fühlte. Als wir uns trennten, hatte ich die Ansicht gewonnen, daß die Gräfin entweder eine schlaue Betrügerin oder ein Muster von Frau sein mußte."

„Am folgenden Tage erwiederte die Gräfin den Besuch; sie kam allein. Der Graf sei unwohl, hieß es. Das Benehmen der Dame war so herzgewinnend, daß ich ihr unwillkürlich zugethan ward. Sie kam mir vor, als ob sie gar nicht verheirathet sei. Sie beklagte zwar die Krankheit ihres Mannes, schien sich aber weiter nicht zu grämen. Von nun an war die Freundschaft geschlossen; wir sahen uns täglich und besuchten Conzerte und Theater. Dies war mir lieb, denn dadurch, daß ich mich öffentlich zeigte, glaubte ich die Aufmerksamkeit des armen Felix zu erregen, damit er sich mir nähern konnte."

„Und so geschah es wirklich. Eines Abends sah

nicht, er fand nur Genuß daran, ihre Hände und Arme zu küssen, die sie ihm willig überließ. Das Benehmen der beiden Gatten kam mir wie ein Spiel vor. Die Gräfin behandelte ihren Mann wie ein eigensinniges Kind, und dies führte sie mit einer Unbefangenheit und Zärtlichkeit aus, mit einer Geduld, die mich zur Bewunderung hinriß. Es gehörte eine Ueberwindung dazu, deren ich mich nicht fähig fühlte. Als wir uns trennten, hatte ich die Ansicht gewonnen, daß die Gräfin entweder eine schlaue Betrügerin oder ein Muster von Frau sein mußte."

„Am folgenden Tage erwiederte die Gräfin den Besuch; sie kam allein. Der Graf sei unwohl, hieß es. Das Benehmen der Dame war so herzgewinnend, daß ich ihr unwillkürlich zugethan ward. Sie kam mir vor, als ob sie gar nicht verheirathet sei. Sie beklagte zwar die Krankheit ihres Mannes, schien sich aber weiter nicht zu grämen. Von nun an war die Freundschaft geschlossen; wir sahen uns täglich und besuchten Conzerte und Theater. Dies war mir lieb, denn dadurch, daß ich mich öffentlich zeigte, glaubte ich die Aufmerksamkeit des armen Felix zu erregen, damit er sich mir nähern konnte."

„Und so geschah es wirklich. Eines Abends sah

nicht, er fand nur Genuß daran, ihre Hände und Arme zu küssen, die sie ihm willig überließ. Das Benehmen der beiden Gatten kam mir wie ein Spiel vor. Die Gräfin behandelte ihren Mann wie ein eigensinniges Kind, und dies führte sie mit einer Unbefangenheit und Zärtlichkeit aus, mit einer Geduld, die mich zur Bewunderung hinriß. Es gehörte eine Ueberwindung dazu, deren ich mich nicht fähig fühlte. Als wir uns trennten, hatte ich die Ansicht gewonnen, daß die Gräfin entweder eine schlaue Betrügerin oder ein Muster von Frau sein mußte."

„Am folgenden Tage erwiederte die Gräfin den Besuch; sie kam allein. Der Graf sei unwohl, hieß es. Das Benehmen der Dame war so herzgewinnend, daß ich ihr unwillkürlich zugethan ward. Sie kam mir vor, als ob sie gar nicht verheirathet sei. Sie beklagte zwar die Krankheit ihres Mannes, schien sich aber weiter nicht zu grämen. Von nun an war die Freundschaft geschlossen; wir sahen uns täglich und besuchten Conzerte und Theater. Dies war mir lieb, denn dadurch, daß ich mich öffentlich zeigte, glaubte ich die Aufmerksamkeit des armen Felix zu erregen, damit er sich mir nähern konnte."

„Und so geschah es wirklich. Eines Abends sah

Schrader, August,

Das Verhängniss Socialer Roman aus der Gegenwart von August Schrader

Bd.: 4

Leipzig 1871